Hattingen, den 29. August 1912. 19. Jahrgang. — Nummer 35.

Der Bote aus dem Ruhrtal.

Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Jänker in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungsbedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt.

Die schnelle Wiederherstellung unseres Kaisers

von dem mit einer schmerzhaften Muskelentzündung verbunden gewesenen Schnupfenfieber hat aufs neue gezeigt, eine wie feste und kräftige Konstitution der Monarch besitzt. Eigentlich krank war der Kaiser noch nie. Die Affektion des rechten Handgelenkes vor einigen Jahren, die den Herrscher am Schreiben hinderte und ihn bestimmte, mit der vertretungsweisen Unterzeichnung dringender Aktenstücke den Kronprinzen auf einige Wochen zu betrauen, war ebenso eine vorübergehende Erscheinung, die mit dem Gesundheitszustand an sich nichts zu tun hatte, wie einige Jahre vorher der Polyp am Stimmlippenband. Damals bewies der Kaiser einen heroischen Mut, als er mit voller Gelassenheit das Ergebnis der mikroskopischen Untersuchung des auf operativem Wege entfernten Polypen abwartete. Aber im ganzen Kaiserhause und im ganzen deutschen Volke herrschte um so größere Freude, als sich herausstellte, daß es sich um eine gutartige Geschwulst gehandelt hatte und zu keiner Besorgnis Anlaß vorlag.

Die Organe und Nerven unseres Kaisers sind gesund. Von Schnupfenfiebern, wenn auch nicht so heftigen, wie den soeben überwundenen, ist der regierende Herr schon wiederholt befallen worden. Ein Tag Bettruhe genügte jedoch stets, um die Erkältungserscheinungen zu beseitigen. Der Herrscher könnte bei größerer Schonung diesen Anfällen aus dem Wege gehen. Seine kernige Soldatennatur verschmäht es jedoch, die übernommenen Pflichten aus Rücksicht auf das Wetter und dessen etwaigen Folgen für die Gesundheit unerfüllt zu lassen. Im Gegenteil, der Kaiser ist allen voran und feuert durch sein Beispiel so manchen, der bei ungünstigem Wetter lieber zu Hause bliebe, zur Nachfolge an. Trotz der Besserung in seinem Befinden ist die Abreise des Kaisers von Wilhelmshöhe nach Berlin auf Freitag verlegt worden. Die Ursache hierzu ist ein gewisses Schwanken im Befinden des Kaisers, das eine besondere Schonung des Patienten erforderlich macht. Die Schweizer Regierung wurde davon verständigt, daß man die Reise des Kaisers nach der Schweiz vorläufig als aufgegeben betrachte, da die Leibärzte unbedingt auf vollständige Ruhe längere Zeit hindurch bestehen und energisch Widerspruch dagegen erheben, daß der Kaiser bei der gegenwärtigen Witterung die Reise unternimmt. Dem Berner politischen Departement, das mit den Vorarbeiten für den Besuch des Kaisers beschäftigt ist, wurde mitgeteilt, daß endgültige Bestimmungen sich im gegenwärtigen Augenblick nicht treffen ließen, jedoch dürfe man damit rechnen, daß der Kaiserbesuch in diesem Jahre unterbleiben werde. Der Kaiser hat den Wunsch geäußert, dem Schlußgefecht der Kaisermanöver in den Tagen vom 11. bis 13. September beizuwohnen und Kritik abzuhalten. Auf Veranlassung des Militärkabinetts wurden sofort die erforderlichen Schritte für die Vorbereitung von Hauptquartieren für diese Tage vorgenommen, da nicht daran zu denken ist, daß der Kaiser in Baracken Aufenthalt nehmen kann. Die Leibärzte haben in einer Konferenz die Möglichkeit zugegeben, daß der Kaiser ohne die Gefahr eines Rückfalles an diesem Manövergefecht teilnehmen kann.

Die kaiserlosen Kaisertage in Merseburg i. S. haben daselbst einen Fremdenverkehr hervorgerufen, wie ihn Merseburg bisher noch nicht erlebt hat, selbst bei der großen Parade vor neun Jahren nicht. Bis zum letzten Augenblick hat man gehofft, der Kaiser würde doch noch erscheinen oder die Parade würde wenigstens stattfinden, doch konnte diese am Dienstag schon wegen des durch den Regen aufgeweichten Bodens bei Roßbach nicht in Szene gehen, was große Enttäuschung hervorrief, nichtsdestoweniger wurde das Kronprinzenpaar, das zum ersten Male die Vertretung des Kaiserpaares bei einer höfischen Veranstaltung ersten Ranges übernehmen mußte, überall wo es sich zeigte, lebhaft begrüßt.

Groß war der Jubel in Schkopau, als der Kronprinz die Jugendwehren von Halle und Merseburg sowie den Merseburger Ruderklub empfing, an den der Kronprinz als Förderer und Freund jedes gesunden Sports aufmunternde Worte richtete. In Merseburg besichtigte das Kronprinzenpaar den Dom und besuchte u. a. das Vereinshaus des Vaterländischen Frauenvereins. Den Beschluß der Merseburger Festtage bildete der große Zapfenstreich. Der König von Sachsen hatte seinen Besuch absagen lassen. Heute weilt der Kronprinz in Dresden. In der sächsischen Hauptstadt hat das Fernbleiben des Kaisers herbe Enttäuschung hervorgerufen, zumal die Absage erst erfolgte, als bereits alle Vorbereitungen getroffen waren.

Sasonow in Berlin.

Die Ankündigung, daß der russische Minister des Auswärtigen Sasonow nach seinem Londoner und Pariser Besuche in der deutschen Reichshauptstadt für zwei Tage Aufenthalt nehmen und mit den leitenden Staatsmännern konferieren, wahrscheinlich auch vom Kaiser empfangen werden wird, bedarf zwar noch der Bestätigung, verursacht englischen wie französischen Chauvinisten jedoch bereits arge Kopfschmerzen. Es wäre dann mit der engeren Einbeziehung Englands in den Zweibund, deren Bestätigung der Sasonowsche Besuch Londons enthalten sollte, nichts. Rußland gibt seine freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland nicht auf und läßt sich in kein antideutsches Fahrwasser locken.

In Frankreich

sind die Minister von jeher redselige Leute gewesen, aber der jetzige Ministerpräsident ist es im besonderen. Nach seiner glücklichen Heimkehr aus Rußland hat er es für seine Pflicht gehalten die Vorzüglichkeit der französischen Marine insonderheit die ausgezeichnete Disziplin vor dem ganzen Volke zu rühmen. Zu gleicher Zeit nahmen 33 Matrosen des im Antwerpener Hafen liegenden französischen Schlachtschiffes „Marseillaise" Reißaus. Mit den Offizieren machten sie Krakehl, weil ihnen nicht genügend Landurlaub bewilligt wurde, andere drohten mit Sabotage. Die französischen Paraderednerr tun gut, in bezug auf ihre Marine vorsichtiger zu renommieren, denn die verbummelte Gesellschaft verdirbt ihnen fast immer das Konzept. Ueber den Verlauf des Manövers des französischen Nordseegeschwaders ist ein Teil der Pariser Presse wenig erbaut. Besonders wird bemängelt, daß die französische Flotte nicht eine Anzahl kleine Kreuzer von großer Geschwindigkeit besitze, wie England und Deutschland sie gebaut haben. Die alten französischen Schlachtschiffe in Brest und Cherbourg hätten gegen die neuen deutschen Linienschiffe keinen Gefechtswert, während die Zahl der Torpedoboote ungenügend sei, um je als Angreifer auftreten zu können, sie würden durch die Auskundschaftung ganz in Anspruch genommen. Ziel und Zweck dieser Jeremiade ist natürlich der Wunsch nach einer Revision des Flottenbauprogramms, das längst nicht mit dem deutschen Schritt halten konnte, da die Landarmee zu gewaltige Kosten verschlingt.

Die Spionageriecherei

will trotz mannigfacher Fehlschläge nicht nachlassen. In Frankreich ist es sogar so weit gekommen, daß man in dem in Montbeliard bei Belfort beschäftigten harmlosen Spinnereiarbeiter Emil Schobgen einen „verkappten deutschen Offizier" sah und ihn verhaftete. Die Angelegenheit wurde aber von der Militärbehörde geheim gehalten, so daß man erst 14 Tage nach der Verhaftung Schobgens von dessen Schicksal erfuhr. Die Verhaftung des serbischen Universitätsdozenten Dr. Jayto Dedier in Kien (Dalmatien) erfolgte ebenfalls unter Spionageverdacht, obschon sich der Gelehrte durch nichts verdächtig gemacht hatte, als durch seine Herkunft. Dagegen hatte die Tochter eines russischen Generals, die bei Brioni am Adriatischen Meer verhaftet wurde, photographische Aufnahmen von der Insel gemacht.

Die Gründe der Verhängung des Kriegszustandes über Sebastopol.

sind nunmehr zutage getreten. 300 Matrosen der Schwarzmeerflotte sind wegen revolutionärer Pläne an Land gebracht worden. Daraus ergibt sich ein neuer großer Prozeß, der feststellen soll, wie weit die Gärung unter den russischen Matrosen um sich gegriffen hat. Gleiche Verhaftungen stehen in Kronstadt bevor, dessen Flotte ebenfalls stark angesteckt worden ist.

Nicht nur in England, sondern in der ganzen Welt hat man von dem Heimgange des Gründers der Heilsarmee

William Booth †

Notiz genommen. Man mag zur Heilsarmee stehen wie man will, die kolossale Arbeitsleistung und Energie ihrer Glieder muß man anerkennen. Und all die Hunderttausende Offiziere und Soldaten wurden immer aufs neue inspiriert und angefeuert durch ihren General. Der im Jahre 1829 in Nottingham geborene Knabe hatte von jeher Sinn für die große Missionsarbeit. Bestimmt, als Sohn eines Kaufmanns das väterliche Geschäft zu übernehmen, füllte er vom 16. Lebensjahr an seine Freistunden damit aus, die Missionsarbeit der Methodistengeistlichen zu unterstützen. Mit 20 Jahren stellte er sich ganz in ihren Dienst. Seine Art zu missionieren, die wesentlichen Züge schon der „Heils"mission tragend, fand aber allmählich selbst in seiner Heimat zwiespältige Beurteilung. Diejenigen, an die er sich wendete, hingen mit Begeisterung an ihrem Erretter — wie mit Bewunderung auch seine junge Frau — die Methodistengeistlichkeit dagegen nahm immer stärkeren Anstoß an ihr. Es gab Konflikte, die schließlich zum Bruch führten, als man Booth vor die Wahl stellte, entweder zu missionieren wie die methodistische Geistlichkeit, oder auf Missionstätigkeit zu verzichten. Er entschied sich für das letztere, aber auf seine Art; er siedelte mit seiner Frau nach London über, um dort für niemanden anders als sich selbst und die Idee, der sein Glaube gehörte, zu arbeiten.

Aus dem Leben eines Artisten.

Eine Geschichte aus dem Artistenleben von Metella Kron.

(Fortsetzung.)

Die Alte machte eine beteuernde Bewegung. „Wie sollt' ich nicht, da ihr doch immer die Tränen in die Augen treten,, wenn sie von meinem Täubchen spricht. Die schöne Dame hat selbst eine Tochter gehabt, die gestorben ist und die gerade so ausgesehen hat wie Zora. Und um die Tote trauert die Madame Lendva, daß ihr das Herz fast bricht. Ganz krank ist sie vor Sehnsucht nach ihr geworden — vor Sehnsucht und Kummer. Die Auszehrung hat sie bekommen, aber wenn sie unser Goldkind bei sich hat — sagt sie — dann wird sie gesund werden, denn dann ist ihre Sehnsucht gestillt. Ach, wie die schöne Dame mich dauert! Ihr wollte ich helfen und meinem Täubchen, der Zora — darum tat ich's."

„Und daß Sie einen Verrat an mir begangen haben, daß es mir Kummer bereitet hätte, wenn man mir Zora genommen hätte — daran haben Sie gar nicht gedacht?" fragte er bitter.

„Ach, der Herr Doktor ist ein kluger Mann, ein gelehrter Mann, der andere Interessen hat. Was kümmert den Zora? Und Männer trösten sich überhaupt immer."

„Dummes, albernes Geschöpf!" murmelte Peretti. Er zog sein Portemonnaie hervor und entnahm ihm eine Anzahl Goldstücke. „Da haben Sie Ihren Lohn bis zum Ende des Jahres," sprach er kalt, „es ist viel mehr, als Sie zu verlangen haben. Und nun gehen Sie — in einer Stunde müssen Sie das Haus verlassen haben."

„Sie wollen mich von Zora trennen?" kreischte die Alte auf.

„Ja. Danken Sie Gott, daß ich Ihren Diebstahl nicht anzeige und Sie verhaften lasse."

„Von meinem Goldkinde soll ich fort? Das überleb' ich nicht — das überleb' ich nicht —" sie stürzte dem Doktor zu Füßen und umklammerte seine Kniee. „Jagen Sie mich nicht fort, Herr Doktor — jagen Sie mich nicht fort!"

„Für Verräter ist in meiner Wohnung kein Platz," schnitt er ihr die Rede ab. „Gehen Sie doch zur Madame Lendva, von der Sie den Judaslohn bekommen haben. Und nun — hinaus — hinaus!" schrie er, denn seine Selbstbeherrschung verließ ihn. „Und daß Sie es nicht wagen, noch eine Silbe mit Zora zu sprechen oder ihr unter die Augen zu kommen. Sonst übergebe ich Sie den Gerichten!" Und abermals schrie er in sinnlosem Zorn: „Hinaus — hinaus!"

Die Alte wagte keine Widerrede mehr. Mit dem tückischen, ängstlichen Blick eines boshaften, geprügelten Hundes schlich sie zur Tür und verließ das Zimmer.

Peretti atmete auf, als sie fort war. Aber sorgenvoll blieb sein Herz nach wie vor. Was würde er nun Zora sagen, wenn sie nach der Alten fragte? Gottlob war das Kind augenblicklich nicht zu Hause, hoffentlich kam sie auch nicht heim, bevor jene fort war. Dann fiel es ihm ein, daß er sofort Ersatz für die verabschiedete Dienerin besorgen müßte und er ging zu seiner Hauswirtin hinunter und bat sie, wenigstens einstweilen seine Wohnung durch ihre Dienstboten reinigen zu lassen und ihm eine Aufwärterin für andere notwendige Verrichtungen zu engagieren.

8. Kapitel.

Als der Doktor nach oben zurückkehrte, stand Toddy vor seiner Korridortür. Aber war es wirklich Toddy, dieser feierliche junge Herr im langen Gehrock, mit der weißen Halsbinde, den weißen Glacees und dem gebürsteten Zylinder auf dem Kopf? Und wie ernst und würdig er aussah, wie gemessen er den Doktor begrüßte!

Wenn Peretti nicht so ganz von anderen Gedanken eingenommen gewesen wäre und immer nur die eine Frage in seinem Kopf herumgewälzt hätte, „wie schütze ich Zora, wie schütze ich mein Kleinod vor jenem Weibe, das zum zweitenmal mein Leben verderben will?" so würde er laut aufgelacht haben über die korrekte, gentlemanlike Erscheinung des jungen Artisten.

Peretti lud ihn ein, bei ihm einzutreten und fragte nach seinem Begehr. Da setzte Toddy sich auf die äußerste Kante eines Stuhls und drehte verlegen seinen Hut zwischen den Händen hin und her. Gerade wie ein junger Examenskandidat sah er aus.

„Ich bin gekommen, um — um Sie, sehr verehrter Herr Doktor, um die Hand Zoras zu bitten —" begann er dann mit ausdrucksloser Stimme, wie man etwas auswendig Gelerntes herleiert — „um die Hand Zoras, die Sie als ihr Vormund zu vergeben haben. Ich liebe Zora unsäglich und sie erwidert meine Liebe. Unserm Glück fehlt nichts als Ihre gütige Einwilligung." Er hielt inne und senkte die Augen tief auf den blanken Boden seines Zylinders. Hinterher mochte ihn doch ein Zweifel an der freudigen Aufnahme seiner Werbung seitens des Doktors überkommen. Auch wußte er nicht recht, ob er seine Sache auch gut gemacht hatte, denn Peretti sah ihn mit so einem sonderbaren Ausdruck an, nicht gerade erzürnt, aber namenlos erstaunt.

„Sind Sie verrückt?" wollte Peretti rufen, aber dann besann er sich eines bessern. Der junge Mensch sah so ehrlich, so treuherzig aus und er liebte Zora so aufrichtig — wahrhaftig, er verdiente es nicht, daß man ihn mit Hohn und Verachtung abwies. Nein, nein, er wollte so recht väterlich mit ihm reden, ihm vorstellen, daß Zora und er noch viel zu jung zum Heiraten seien und sich fürs erste daran genügen lassen sollten, gute Kameraden zu sein. Schon wollte er in diesem Sinn mit ihm zu sprechen beginnen, als ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf fuhr.

Der Schritt war die unscheinbare erste Staffel zu der monumentalen Entfaltung von Booths Persönlichkeit. Denn das muß man ihr zubilligen. Es gibt in der neueren Geschichte, weder der äußeren noch der inneren Mission, keine Persönlichkeit, deren Erfolg demjenigen von William Booth vergleichbar ist.

Ein schlichter Gassenmissionar war Booth, als er in der Mitte der Sechziger Jahre nach London kam, mehr als ein Dutzend Jahre blieb er es, war es noch, als er für seine Gemeinde von aus dem Pfuhl des Elendviertels Geretteten den Namen der „Heilsarmee" gefunden hatte. Die Bezeichnung ist charakteristisch für den fanatischen, asketischen Zug in Booth. „Dienst", Pflicht war ihm sein Werk, sollte es denen werden, die er bekehrte. Im Dienste des „Heils" sollten sie sich fühlen, wie er es tat. Nicht seinem freien Willen folgend, fühlte er sich wirken, sondern unter dem Gebot eines Zwanges. Gepredigt und bekehrt hatte er schließlich manches Jahr, und wie wenigen war es ihm möglich gewesen, im dunkeln London die Quellen der Not und des Elends kennen zu lernen, zu erfahren, daß die innerliche Bekehrung seiner Geretteten gefährdet blieb, solange er ihr Leben nicht vor der äußersten Not zu schützen vermochte. Immer hatte er daher schon versucht, sich Mittel zu werktätiger Hilfe zu beschaffen, immer war es ihm mißlungen. Den endlichen Erfolg verdankt er — Stanley. Als die Londoner dessen Buch über den dunklen Erdteil begeistert kauften, schrieb er ein anderes „Im dunkelsten London". Da schilderte er in düsterglühenden Farben all das Elend, das er bei seiner Missionstätigkeit erschaut, und ganz am Schluß rief er aus: „Gebt Geld, daß ich den Aermsten Arbeitsstätten schaffen kann!" Und nun kam auch das Geld, unaufhörlich rann der Strom, den zu entbinden er solange vergeblich an die Herzen der Londoner gepocht. Mit einem Schlage besaß Booth die Mittel, um zur Rettungsarbeit die Behütungsarbeit gesellen zu können. Die Hadleighfarm, eine Fläche öden Sandbodens, ist der Ausgangspunkt der sozialen Hilfstätigkeit der Heilsarmee. Sie ist die andere Seite ihres Doppelwesens, die Respekt auch dem abzwingt, der die Arbeitsmethode der Heilsarmee ablehnt. Auch in deutschen Großstädten findet man heute die Heilsarmee, überall, wo es möglich ist, sozialem Elend einen Damm entgegenzusetzen, Heime, Asyle, Arbeitsstätten tragen ihren Namen. Immer neue Gebiete weiß sie ihrer Tätigkeit zu erschließen, und ist ihre Armee gewaltig angewachsen, über mehr als fünfzig Länder ausgeschwärmt, noch gewaltiger ist die Zahl der Existenzen, die durch die rettende Hand ihrer Soldaten vor dem Untergang bewahrt bleiben. Die Heilsarmee ist heute die mächtigste freie soz. Hilfsorganisation auf der ganzen Erde, und der sie schuf, war nur ein einflußloser, verspotteter Straßenmissionar, den ein Teil der Verzweifelten des Londoner Ostens mit Steinen bewarf, während der andere Teil mit alkoholfiebernden Augen an seinen Lippen hing. „So ihr Glauben habt als ein Senfkorn . . ."

Die Dauer der

Dienstzeit in der englischen Marine,

die augenblicklich 5 Jahre beträgt, wird voraussichtlich in nächster Zeit verlängert werden. Zur Behebung des notorischen Mannschaftsmangels in der englischen Marine aber dürfte diese Maßregel kaum ausreichen.

Ueber die italienisch-türkischen

Friedensverhandlungen

kursieren die widersprechensten Gerüchte. Nach den Auslassungen der römischen Presse zu urteilen ist man in Italien zu Verhandlungen gern bereit, weil man sich von seiner edelmütigen Seite leiten lassen will. Das klingt äußerst verdächtig; von der edelmütigen Seite war bisher wenig zu merken.

Die edelmütige Seite verlangt von der Türkei auch nur die vollständige Anerkennung der italienischen Souveränität über Tripolitanien und Kyrenaika. Es ist sehr fraglich, ob die Türkei dieses Edelmütige einer großen Seele annehmen wird.

Die Türkei befindet sich zwar in der unangenehmsten Situation, aber gegen diese Zumutung wird sie sich dennoch stemmen. Montenegro versucht auch der Türkei einen Aderlaß zu bereiten. Der König Nikita denkt, was mein Schwiegersohn kann, kann ich auch und flugs steckt er seine Grenzpfähle einige Kilometer weiter. die Dreistigkeit der montenegrinischen Hammeldiebe ist ja allgemein bekannt, aber es ist doch mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß die Türkei diese Räuberei mit dem gebührenden Nachdruck beantworten wird. Wenn jeder L . . . bub nach Gutdünken der Türkei zu Leibe gehen dürfte, würde da unten ein schöner Spektakel beginnen. Die Großmächte hätten dann alle Hände voll zu tun, die rauflustige Gesellschaft zur Ruhe zu bringen. Darum ist es gut, wenn solch unmotiviertem Raub eine exemplarische Strafe auf dem Fuße folgt, und eine solche könnte dem faulen Völkchen der schwarzen Berge durchaus nichts schaden.

Die Unterzeichnung des Panamakanalgesetzes

durch den Präsidenten Taft ist nunmehr erfolgt. In einem an den Kongreß der Vereinigten Staaten gerichteten Memorandum erklärt der Präsident: Die Politik der amerikanischen Regierung geht dahin, daß der Kanal neutralisiert werden soll, und die Haltung der Regierung dem Welthandel gegenüber ist die, daß alle Nationen die gleiche Behandlung erfahren sollen, solange sie die von den Vereinigten Staaten in Hay Pauncefote angenommenen Grundsätze beobachten werden. Taft protestiert gegen die Ansicht, daß die Vereinigten Staaten auf das Recht, ihren Handel zu regeln, verzichtet hätten, ein Recht, auf das weder Großbritannien noch eine andere den Kanal durchfahrende Nation verzichtet hätte oder verzichten wolle.

Die weiße Bevölkerung Neu-Guineas

hat sich im Laufe des letzten Jahrzehnts verdreifacht. Nach der neuesten Bevölkerungsstatistik (nach dem Stande vom 1. Januar 1912) leben in Neu-Guinea (ausschließlich Inselgebiet der Karolinen, Marianen und Marshall-Inseln) 841 Weiße. Die Zunahme während des letzten Jahres betrug 93. Ein sehr erfreuliches Zeichen ist, daß die Zahl der weißen Frauen (243) sogar absolut mehr zugenommen hat, als die der weißen Männer. Es wurden 87 Kinder gezählt. Von der Gesamtbevölkerung wohnen 563 im Bismarckarchipel und auf den Salomonsinseln, 278 in dem weniger gesunden Kaiser Wilhelms-Land.

In

China

waltet der Präsident Juanschikai in aller Gründlichkeit seines Amtes, daß er sich dabei wie ein echter Despot benimmt, ist durchaus kein Wunder, das ist bei der Demokratie von jeher Gebrauch gewesen. Auf seinen Befehl sind eine Reihe südchinesischer Generale hingerichtet worden, darob große Erreguna bei den Förderern der neuen Republik. Die Forderung der Volksvertretung, vor ihr zu erscheinen und die Hinrichtung zu rechtfertigen, hat Juanschikai zwar unerfüllt gelassen, ohne daß bisher der angekündigte Konflikt eingetreten wäre; dagegen verschärft sich infolge des Vorganges die zwischen dem Süden und Norden bestehende Spannung immer mehr. Die südchinesischen Republikaner erklären, Juanschikai strebe nach der Diktatur und habe sich der gut republikanischen Generale durch einen Justizmord entledigt. Lebhafte Sorge herrscht um das Leben des Vaters der Republik Dr. Sunjatsen, der ungeachtet aller Warnungen und Todesandrohungen von Kanton nach Peking reiste, um sich dort Klarheit über die Hinrichtung der südchinesischen Generale zu verschaffen. Man darf überhaupt auf die weitere Entwickelung der chinesischen Verhältnisse gespannt sein.

Ein Engländer namens Morrison ist mit einem Gehalt von 100 000 Mark pro Jahr zum Berater des Präsidenten Juanschikais verpflichtet. Die englische Presse schwelgt darob in Glückseligkeit, denn Dr. Morrison kann doch nicht anders als zu Gunsten seiner Heimat und der englischen Handelswelt wirken. Und wie schön weiß Dr. Morrison den allmächtigen Juanschikai in der Presse als einen zweiten Napoleon zu schildern; die außerordentlichsten Fähigkeiten werden ihm nachgerühmt, kurzum, Juanschikai ist der vollendete Uebermensch. Das war Napoleon auch, und doch kam der Sturz. Und bei Juanschikai wird er auch schneller kommen, als seine englischen Verehrer ahnen. Und aus den Trümmern der Republik erhebt sich die alte Dynastie und das Volk jubelt ihr zu. Die Geschichte Chinas erbringt hierfür den Beweis.

Hinter den Kulissen der Buchmacher.

Das Treiben der Buchmacher und ihrer Hintermänner beleuchtete ein Prozeß, den die vierte Strafkammer des Landgerichts Hamburg gegen vier hiesige Kaufleute führte. In die Angelegenheit war der ehemalige Reichsbankbeamte Wegener verwickelt, der vor einiger Zeit wegen umfangreicher Unterschlagungen in Höhe von etwa 100 000 Mark zu einer mehrjährigen Gefängnisstrafe verurteilt worden ist. Von den Angeklagten waren zwei die eigentlichen Buchmacher, während die beiden anderen nur als Helfershelfer fungierten. In der Beweisaufnahme wurde festgestellt, bezw. gaben die Angeklagten zu, daß sie von dem verurteilten Wegener mehrfach Beträge bis zu 2000 Mark entgegengenommen und diese nach England zu Rennwetten weitergeschoben hätten. Das sei aber nicht gewerbsmäßig geschehen, sondern habe lediglich eine Gefälligkeit gegen Wegener bedeutet. Andererseits seien auch Wegener große Gewinne ausgezahlt worden, darunter einmal ein solcher von 10 000 Mark. Der als Zeuge vernommene, aus dem Gefängnis vorgeführte frühere Bankbeamte Weg[illegible] sagte aus, daß er durch eine Frau die Bekanntschaft der Angeklagten gemacht habe und zwar vor etwa 3 Jahren. Schon damals habe er verschiedene Beträge bei der Reichsbank unterschlagen gehabt und die Hoffnung gehegt, diese Unterschlagungen mit Hilfe von Rennaewinnen decken zu können. Er habe durch Vermittelung der Angeklagten eine große Reihe von Wetten entriert, und zwar auch in ziemlich hohen Beträgen. Als ihm zuletzt das Wasser über dem Kopfe zusammenschlug, habe er Beträge von 3000 und 4000 Mark gewagt. Er habe wohl auch einige größere Gewinne gemacht, aber im Grunde genommen doch nur verloren und zwar nach seiner Berechnung ungefähr 75 000 Mark. Er könne wohl sagen, daß sein Zusammenbruch erst durch die Bekanntschaft mit den Buchmachern erfolgt sei. Der Gerichtshof verurteilte zwei Angeklagte, die als Schlepper dienten, zu 100 bezw. 800 Mark Geldstrafe, die beiden eigentlichen Buchmacher zu je 6 Monaten Gefängnis.

Sein erster Scheck.

Eine niedliche kleine Geschichte wird in einer englischen Wochenschrift berichtet. Bauer John treibt seine Schweine zum Markte, verkauft sie und erhält vom Händler einen Scheck. So etwas Merkwürdiges geschieht ihm zum erstenmal. „Was ist denn das?" fragt er höchst betroffen und ein wenig mißtrauisch. „Nun, das Geld für Ihre Schweine." Der Bauer starrt auf das bläuliche Papier, aber man beruhigt ihn schließlich, er eilt zur Bank und bekommt wirklich schönes, gelbes, richtiges Gold. Die ganze Nacht hindurch konnte der Bauer John nicht schlafen. Nein, so etwas! Er grübelte, und als das Morgenlicht dämmerte, stand er bereits wieder vor dem Hause des Viehhändlers. „Haben Sie noch mehr Schweine?" „Nein", meint der Bauer John, „aber hören Sie, ich lasse Ihnen meine nächsten Schweine billiger, wenn Sie mir nur verraten, wo man dieses blaue Papier bekommt, für das die Bank so schön bezahlt . . ."

Vergifteter Rotwein.

Mit einer mysteriösen Vergiftungsaffäre beschäftigen sich zur Zeit die Behörden in Kaiserslautern. In Verfolg der Angelegenheit sind bereits zwei Verhaftungen erfolgt und zwar die der Gebrüder Elsenbast von hier. Bisher ist folgender Sachverhalt festgestellt worden: Vor einiger Zeit erhielt die Witwe Bossung, die einen Weinhandel betreibt, eine kleine Probesendung Rotwein von einer bekannten Weinvertriebsgesellschaft in Neustadt a. d. H. Als sie den Wein probierte, merkte sie sofort, daß er eine scharfe Substanz enthalten mußte. Die ganze Mundhöhle war verbrannt und die Schleimhaut löste sich los. Die Witwe Bossung schrieb darauf an den Inhaber der Weinvertriebsgesellschaft in Neustadt, den Hoflieferanten Schneider, einen groben Brief, in welchem sie diesen dafür verantwortlich machte, daß sie eine schwere Schädigung ihrer Gesundheit davon getragen habe. Schneider forderte hierauf die Sendung zurück und kostete ebenfalls von dem Wein. Der Erfolg war der gleiche, auch er verbrannte sich in erheblicher Weise die Mundhöhle. Nunmehr untersuchte er die Sache genauer und da stellte es sich heraus, daß die Probesendung gar nicht von seiner Firma herrühre, sondern daß sein Name mißbraucht worden war. Die Ermittelungen stellten nun fest, daß die Witwe Bossung mit ihrem Schwiegersohn Karl Elsenbast auf nicht besonders gutem Fuße lebte. Die Frau soll sich mit Heiratsabsichten tragen, was dem Schwiegersohn nicht paßte. Die Untersuchung geht nun von dem Standpunkte aus, daß die Brüder Elsenbast den Wein an die Witwe Bossung unter der Deckadresse Schneider absandten. Die von einem Sachverständigen vorgenommenen Schriftvergleichungen waren für die Brüder so belastend, daß ihre Verhaftung erfolgte.

Da hatte er das Mittel, welches Zora vor der Lendva rettete!

Ihm, den keine Blutsbande an das Kind fesselten, konnte man es entreißen, nicht aber seinem Gatten. Dessen Rechte standen vor denen der eigenen Mutter. Wenn er Zora rasch mit Toddy vermählte, so war sie sicher vor den Ränken der Lendva, denn Toddy — Toddy haßte jene Frau und würde niemals gestatten, daß sie sich an Zora heranwagte.

Wohl tat ihm das Herz bitter weh bei der Vorstellung, das Mädchen, dessen erste Schritte er bewacht, das seines Lebens Inhalt gewesen, fast so lange, wie sie lebte, einem andern überlassen zu sollen, aber er sagte sich, daß es sein mußte um ihrer — um Zoras willen.

Es war ein harter Kampf, den er in wenigen Minuten kämpfte, aber er blieb Sieger darin und warf alle selbstsüchtigen Wünsche weit von sich aus Liebe zu seinem Kleinode.

Toddy, den das lange Schweigen des Doktors beängstigte, rückte immer unruhiger auf seinem Sitz umher. Der Doktor schien die Sache doch anders aufzufassen als er gehofft — o weh, o weh! Sein Mut sank und bescheiden, wie er im Grunde war, fing er an sich einzugestehen, daß die Werbung eines so unbedeutenden Menschen, wie er, um die schöne, gefeierte und reiche Zora doch wohl eine unverzeihliche Kühnheit war.

Wie erstaunte er aber, als Peretti mit weicher Stimme zu sprechen anhub. „Mein lieber Junge," sagte er, „Sie erzählen mir, daß Sie und Zora sich lieben — daß das stimmt, soweit Sie in Betracht kommen, weiß ich, aber Zora — sind Sie sicher, daß sie Ihre Neigung erwidert?"

„Aber ja doch," rief Toddy lebhaft, „wir haben uns ja verlobt — gestern auf der Langelinie —"

„Was?" rief Peretti. „Auf der Langelinie?"

„Ja, das heißt, auf dem kleinen Seitenweg, wo nicht so viele Menschen spazieren gingen und wo wir uns aussprechen und küssen konnten."

Der Doktor wußte nicht, sollte er lachen oder sich erzürnen. Dieser junge Mensch, der heiraten wollte, war doch noch das reine Kind. Aber Zora liebte ihn! Sie hatte sich mit ihm verlobt, ihn geküßt! Ach, wie dem armen Hexenmeister wehe zumute war!

„Haben Sie es sich auch schon überlegt, wovon Sie leben, wie Sie einen Hausstand bestreiten wollen?" fragte er, wie man zu einem Kinde spricht.

„Ich werde mir schon Mühe geben, um vorwärts zu kommen," erwiderte Toddy stolz. „Ich werde so viel Geld zu verdienen suchen, daß Zora es gar nicht mehr nötig hat aufzutreten."

„Ach, mein armer Toddy!" entfuhr es Peretti mitleidig. „Wie uneigennützig der Junge ist!" dachte er. „Der spekuliert nicht auf ihre glänzenden Einnahmen. Der nicht!"

Er stand auf und trat zum Fenster. Eine Weile stand er versonnen da, dann ging er ein paar Mal, die Hände auf dem Rücken verschränkt, im Zimmer auf und ab, um sich am Ende Toddy gegenüber zu setzen.

„Ich will Ihnen vorerst eine Geschichte erzählen, mein Junge," sprach er. „Merken Sie gut auf. Mein Vater war Gesangslehrer in einer kleinen östlichen Stadt und sein Einkommen ein ganz außerordentlich geringes. Um mir, seinem erst nach langjähriger Ehe geborenen einzigen Sohn, eine gute Erziehung zu geben, mich womöglich studieren zu lassen, sparten meine Eltern, fast, als ich noch in der Wiege lag. Glücklicherweise war ich begabt und fleißig, so daß man hoffen durfte, ich würde meinen Eltern dereinst ihre Aufopferung lohnen. Als ich zehn Jahre alt war, kam eine Seiltänzerbande nach unserm Städtchen und eines ihrer Mitglieder, eine junge Frau, bewohnte mit ihrem Kinde im selben Hause mit uns ein Dachkämmerchen. Sie hatte sich vor längerer Zeit einmal bei Ausübung ihres Berufs verletzt und kränkelte seitdem. Jetzt plötzlich nahm ihr Leiden eine akute Form an und sie starb in unserm Hause. Aus Mitleid mit dem Töchterchen der Toten holte sich meine Mutter die Kleine, um sie bei uns zu behalten, bis von Amtswegen über sie verfügt sein würde. Die kleine Julia, die nur wenige Jahre jünger war als ich, war ein bildschönes Kind und so anschmiegend und lieblich in ihrem Wesen, daß meine Eltern sie täglich lieber gewannen und es nicht über sich vermochten, sich von ihr zu trennen. Vielleicht wirkten auch meine Bitten, das Kind mir zum Schwesterchen zu geben, mit, kurz, sie erklärten vor Gericht, daß sie das Töchterchen der armen Seiltänzerin als ihr Kind bei sich behalten und es erziehen wollten. Es wurde von nun an noch etwas knapper bei uns, aber deswegen bedauerten meine Eltern doch nicht den einmal gefaßten Entschluß, sie gehörten eben zu jenen kindlich gutherzigen Menschen, die nur den Eingebungen ihres weichen Herzens folgen, unbekümmert darum, ob sie damit etwas tun, was in den Augen der Welt als töricht erscheint. Ich liebte die Kleine von dem Augenblick an, da ich sie zuerst gesehen hatte, mit einer leidenschaftlichen ausschließlichen Zärtlichkeit, ich brachte ihr jeden Apfel, jede Näscherei, die ich geschenkt bekam, ich spielte mit ihr in jeder meiner Freistunden und sehnte mich nach ihr, sowie ich fern von ihr war. Sie ließ sich meine Anbetung gefallen, wie eine kleine Königin und bewies mir ebenfalls eine gewisse Anhänglichkeit, aber so, wie ich sie, liebte sie mich nicht — ach, nicht den tausendsten Teil so sehr. Sie litt überhaupt nicht an einem Uebermaß von Gefühlen, ihr zärtliches, schmeichelndes Wesen war im Grunde nur ein Ausdruck ihres kindlichen Liebreizes oder richtiger ihrer Koketterie — sie wollte eben allen gefallen und darum strebte sie darnach, sie für sich zu gewinnen. Auch sonst besaß sie manche Fehler, sie war nicht offenherzig, sehr selbstsüchtig und leichtfertig, dabei putzsüchtig und verschwenderisch. Wir, meine Eltern und ich, waren dazumal jedoch blind für ihre schlechten Anlagen — wir standen eben zu sehr unter dem Zauber ihres Liebreizes.

(Fortsetzung folgt.)

Grubenexplosionen und Erdbeben.

Der jüngsten Grubenexplosion in Bochum, die sich am 8. August ereignete, folgte fast unmittelbar eine Reihe von Erderschütterungen, die am nächsten Tage in dem großen Erdbeben am Marmarasee ihren Höhepunkt erreichten. Dieses zeitliche Zusammentreffen der Ereignisse veranlaßt den Matin, die Frage nach der Möglichkeit eines Zusammenhanges zwischen Erdbeben und Grubenexplosionen aufzuwerfen: eine Reihe von Tatsachen legen den Gedanken einer solchen Möglichkeit nahe. Am 18. Juni 1885 wird in York ein Erdbeben beobachtet, am selben Tage ereignet sich in Clifton Hall eine Schlagwetterkatastrophe, die 110 Opfer fordert. Am 23. Februar 1887 tritt in Italien und in Südfrankreich ein Erdbeben ein: am 1. März fordert die Grubenexplosion von Saint-Etienne 75 Tote und fünf Tage später, am 5. März, eine zweite Explosion in Mons 150 Tote. Am 1. November 1888 wird in Bigne ein Erdbeben beobachtet, am 3. November kommt die Grubenexplosion von Campagnac mit 80 Toten. Am 30. Oktober 1900 Erdbeben in Venezuela: am 3. November Grubenexplosion in Philippi in den Vereinigten Staaten, 32 Tote und 110 Verwundete. Am 17. Mai 1902 Erdbeben in Guatemala: am gleichen Tage Grubenexplosion in Coal Creek in den Vereinigten Staaten, 300 Opfer. Am 7. März 1906 Erdbeben in Santa Lucia auf den Antillen: am 10. März die furchtbare Grubenkatastrophe in Courrieres, 1200 Opfer. Am 18. und 24. Januar 1907 Erdbeben in Italien: am 28. Januar die Grubenexplosion von Saarbrücken, 200 Opfer. Und am 15. Oktober 1911 Erdbeben auf Sizilien: drei Tage später, am 18. Oktober, fordert die Grubenexplosion von Saint-Etienne 26 Opfer.

Im Haschisch-Salon.

Die Behörden haben in Paris das Eindringen des Opiumlasters nicht zu verhindern gewußt, sie sind auch ohnmächtig gegenüber den wachsenden Zahlen von Anhängern des Haschisch. Einem bekannten Schriftsteller ist es in diesen Tagen gelungen, Eintritt zu einem dieser heimischen Heiligentümer des Haschischs zu erlangen und er gibt eine anschauliche Schilderung seiner Erfahrungen. „Die Straße liegt im Herzen von Paris, eine stark belebte, etwas düstere Straße. Und hier, zwischen hundert anderen, steht auch ein hohes schmales Haus; der Treppenraum wird durch einen Hausflur erreicht, der so dunkel ist, daß man nur Hand in Hand mit einem Eingeweihten durch diese Finsternis dahintappt zu dem Portier, ohne dessen Einwilligung kein menschliches Wesen die Treppe betritt. „Mlle. Quiqui?" fragt mein Führer, und wir werden vorbeigelassen." Die Dame, die den Anhängern des Haschisch das ersehnte Gift verabfolgt, wohnt im zweiten Stockwerk. Sie selbst öffnet die Tür, um ihre Gäste zu bewillkommenen, eine alte, weißhaarige Dame, wohlgenährt, sorglich frisiert, ein freundliches Lächeln um die Lippen. Im Halbdunkel des Vorraums sieht man an den Haken Hüte hängen; denn man ist hier nicht allein, fast immer hat Mlle. Quiqui Besuch. Die Herren werden einander vorgestellt; aber keine Namen fallen. „Die Herren — meine Freunde". Aber man wird freundlich aufgenommen, gehört bald zum Kreise, die „Herren", ihrer drei, machen höflich Platz und das Gespräch beginnt. Ein harmloses Gespräch; Mlle. Quiqui verrät dabei einen gewissen Grad von Kultur, ihre Vergleiche sind originell; und seltsam ist auch das Milieu. Ringsum, auf Etageren, auf dem Kamin, wohin man blickt, sieht man Hunderte von kleinen Statuetten aus Porzellan, „nach Meißner Art", ein alter eichener Sekretär steht neben einem vergoldeten Louis XV. Sessel, und wunderliche alte Waffen schmücken die Wände. Inzwischen hat Mlle. Quiqui sich entschlossen, ihren Freunden die Haschischzigaretten zu bereiten. Sie seufzt dabei: „Ach, es ist so schwer, die Droge zu bekommen. Wenn meine Vorräte ausgehen, habe ich immer meine liebe Not. Denken Sie nur, ich muß mir den Haschisch in der Diplomatentasche aus Agypten kommen lassen." Irgendein Kurier oder vielleicht gar ein junger Attachee hat es übernommen, dem alten Fräulein die Waren einzuschmuggeln. Aus einem alten kleinen Holzkästchen nimmt sie nun einige Tabletten einer grünlichen Substanz, die fast wie alte gebleichte Schokolade aussieht. An der Flamme einer kleinen Lampe wird die gehärtete Masse aufgeweicht; dann rollen geübte Finger kleine Stäbchen von Streichholzgröße, und diese Stäbchen schiebt man in gewöhnliche Zigaretten. Lächelnd bietet uns das alte Fräulein die Zigaretten. „Ich rauche, zuerst mit Vorsicht, dann, vertrauensvoll geworden, ohne Bedenken. Es schmeckt etwas bitter, im Anfang vielleicht etwas nach Kampfer, aber ich fühle nichts dabei. Nur will mir scheinen, daß wir alle plötzlich unwiderstehlich geschwätzig geworden sind, und ich spüre das Verlangen, nach Herzenslust zu lachen. Ein Kollege spricht von der orientalischen Frage: Man kann sich nicht vorstellen, wie belustigend die internationalen Probleme manchmal sein können. Nie haben sie mich so amüsiert. Aber da: die gute Mlle. Quiqui, die schon so rundlich war, was geschieht mit ihr? Mir scheint, sie wird plötzlich immer dicker; nun ist sie schon eine Riesenkugel und ich fühle mich ganz federleicht; ums Haar entschwebe ich als roter Ballon in die Lüfte. Und alles das scheint mir ganz selbstverständlich. Aber Mlle. Quiqui wird immer noch dicker. Glücklicherweise ist das Zimmer anscheinend elastisch, denn es erweitert sich nach denselben Gesetzen. Das ist recht lustig, wir alle müssen lachen. Dann habe ich Hunger. Artischockenbohnen möchte ich essen, nichts anderes als Artischocken. Einer der Porzellanfiguren scheint fortwährend mit dem Kopf zu nicken; Mlle. Quiqui muß sie wegpacken. Nun rauchen wir gewöhnliche Zigaretten. Die Wirtin hat plötzlich — man weiß nicht in welchem Augenblick — wieder normale Formen angenommen, die orientalische Frage hat wieder kein besonderes Interesse, die Umgebung wirkt deprimierend, ich habe nur den einzigen Wunsch: fort, fort! Dabei will ich ja Artischocken essen. Mlle. Quiqui begleitet mich zur Tür: „Das erste Mal, müssen Sie wissen, spürt man nicht viel. Aber das nächste Mal werden wir nicht rauchen, da nehmen wir Pillen. Sie werden sehen, das ist göttlich." „Nein, Mlle. Quiqui," so schließt Montigny seinen Bericht, „ich kehre nicht wieder. Es genügt mir, diesen Vorgeschmack des Wahnsinnes kennen gelernt zu haben."

Bau- und Sparvereine im Kreise Hagen-Schwelm.

Der Segen der Bau- und Sparvereine ist in den Kreisen Hagen-Schwelm, wo 1911 durch zwei Neugründungen die Zahl der Vereine auf 21 wuchs, sehr erkennbar. Die Hagener Baugesellschaft besteht jetzt 50 Jahre; dann folgen Milspe 1889, Schwelm 1889, Eisenbahner-Bauverein Hagen 1892, Spar- und Bauverein Haspe 1898, Spar- und Bauverein Hagen 1898, Volmarstein 1898, Wetter 1898 (Spar- und Bauverein), Gevelsberg 1898, Bauverein Langerfeld 1898, Boerde 1899, Herdecke 1899, Bauverein Eckesey-Altenhagen 1900, Beamten-Wohnungsverein Hagen 1903, Schöntaler Bauverein Wetter 1905, Gemeinnütziger Bauverein Wetter 1905, Vorhalle 1906, Boele 1909, „Selbsthülfe"-Langerfeld 1910, Bommern 1911, Tahl a. d. Volme 1911. Außer dem Jubilar (Akt.-Ges.) sind alles Genossenschaften mit beschr. Haftpflicht, deren Mitglieder sich zumeist aus Arbeitern rekrutieren. Somit bilden diese Baugenossenschaften ein ganz vorzügliches Mittel zur Seßhaftmachung der Arbeiter und beugen einer Abwanderung vor. Die Vereine besitzen 308 Häuser, die 5237 Wohnungen enthalten. Für 1913 steht eine sehr rege Bautätigkeit bevor. Die augenblickliche Teuerung macht sich auch hier fühlbar, denn 4-Zimmerwohnungen sind so gut wie gar nicht unterzubringen. Bemerkenswert ist, daß sich in einzelnen Orten die Industrie-Unternehmer mit den Vereinen zusammentun, um Arbeiterwohnungen zu beschaffen. Ebenfalls will man jetzt mit einem alten Grundsatz brechen, wonach den Frauen das Waschen (große Wäsche) in der Küche verboten ist. Vielmehr sollen hierfür jetzt Vorkehrungen getroffen werden, weshalb der halbe Küchenraum mit „Plättchen" ausgelegt wird. Man hofft damit den zahlreichen Unfällen von kleinen Kindern vorzubeugen, die in Abwesenheit der Mutter, die bei der Wäsche beschäftigt war, so oft geschahen. Die Vereine zusammen haben über 1 Million Mark Geschäftskapital gezeichnet.

„Mesalliancen" fürstlicher Witwen.

Die Herzogin Elisabeth von Genua, Mutter der Königin-Witwe Margherita und Großmutter des Königs Viktor Emanuel III., die jetzt, 82 Jahre alt, gestorben ist und von Geburt eine sächsische Prinzessin war, ist nur weniger als fünf Jahre lang die Gemahlin des italienischen Prinzen Ferdinand, Herzogs von Genua gewesen; in „zivilrechtlicher" Beziehung, wenn man so sagen darf, hieß sie seit 56 Jahren erst Madame und dann Marchesa Rapallo. Der Herzog von Genua lag kaum sechs Jahre unter der Erde, als sich seine schöne, hervorragend begabte und lebensfrohe Witwe 1856 heimlich mit Niccolo Rapalo, einem ihrer Hofkavaliere, wiedervermählte und dadurch den heftigsten Zorn ihres Schwagers, des „Re galantuomo" Viktor Emanuel II. hervorrief, der ihr diesen Schritt erst nach geraumer Weile verzieh, ihr dann aber alle fürstlichen Rechte beließ und ihren zweiten Gatten zum Marchese erhöhte. — Es ist in alter und neuer Zeit ziemlich häufig vorgekommen, daß fürstliche Witwen eine zweite und zwar eine sogenannte unstandesgemäße Heirat schlossen, gleichsam als wollten sie, nachdem sie der Staatsräson durch ihre erste Ehe den geschuldeten Tribut geleistet, nun nach eigener Wahl ihr Lebensglück bestimmen. Daß diese Wahl dann oft auf einen der Männer ihrer Umgebung fiel, ist gleichfalls nicht verwunderlich. So machte die Kaiserin Maria Luise ihren Oberhofmeister, den Grafen Adam Neipperg, mit dem sie schon bei Lebzeiten Napoleons ein Liebesverhältnis gehabt haben soll, nach dem Tode des Gefangenen von St. Helena zu ihrem Gatten und reichte, als auch er gestorben war, seinem Nachfolger, dem Grafen Bombelles, die Hand vor dem Traualtar.

Die Königin Marie Christine von Spanien, der Königin Isabella II. gleichgestimmte Mutter, erkor sich, als Witwe, einen stattlichen Leibgardisten von ganz niederer Herkunft zum legitimen Tröster und verwandelte ihn, der Fernando Munoz hieß, in einen „Herzog von Rianzares". Ungefähr zu derselben Zeit, als die Herzogin Elisabeth von Genua durch ihre Wiederverheiratung mit dem Herrn Rapallo, an dem sie übrigens wenig Freude erleben sollte, das Entsetzen des Turiner Hofes erregte, war der Hof von St. Petersburg der Schauplatz eines ganz ähnlichen Geschehnisses. Nach anfänglichem heftigen Widerstande ihres Vaters, des Zaren Nikolaus I., hatte die Großfürstin Maria den jungen Herzog Maximilian von Leuchtenberg, einen Sohn von Eugen von Beauharnais, ehelichen dürfen. Grenzenlos schien ihr Schmerz, als ein tückisches Leiden ihn ihr schon nach dreizehn Jahren, 1852, entriß, und alle Welt war starr, als man erfuhr, daß sie bald nach Ablauf der Trauerzeit in aller Stille die Frau seines Adjutanten, des Grafen Stroganoff, geworden war. Sie blieb bis an ihr Ende ein sehr starkes, eigenwilliges Temperament und fragte nicht viel nach der Meinung ihrer Mitmenschen. Jene Herzogin Luise von Sachsen-Coburg, welche die Ahnmutter einer beträchtlichen Zahl europäischer Herrscherfamilien werden sollte, war zwar nicht Witwe, sondern nur geschieden, als sie für ihren ersten Gemahl, den Herzog Ernst I., dem Zuge ihres Herzens folgend, in einem jungen preußischen Offizier, einem Freiherrn von Hanstein (er wurde später „Graf von Pölzig") einen Ersatz suchte, gehört aber schließlich doch in dieselbe Kategorie und verdient wegen der sonderbaren Bestimmung, die sie in ihrem Testament traf, Erwähnung. Sie setzte ihrem zweiten Mann nämlich eine ansehnliche Rente nur unter der Bedingung aus, daß er sich niemals von ihrer Leiche trenne. In der Tat zog der Unglückliche nun auf Reisen stets mit dem Sarge, welcher ihre Gebeine barg, umher, bis der koburgische Hof ihn unter der Hand wissen ließ, die Rente würde auch weiter bezahlt werden, wenn er den Sarg in irgendeiner Gruft verschwinden ließe. Und das geschah natürlich schleunigst . . . .

Allerlei.

Vier Personen in der Lahn ertrunken. An der Wolfsmühle bei Oberlahnstein wollten zwei Frauen, ein zwölfjähriger Knabe und ein siebzehnjähriges Mädchen mit einem Kahn über die Lahn fahren. Die starke Strömung trieb den Kahn gegen das Wehr, das Boot wurde umgestoßen, und alle vier Personen ertranken.

Blutige Eifersuchtstragödie. In Offenbach wurde die 42 Jahre alte Frau Hassen von ihrem Geliebten, dem 38 Jahre alten Gelegenheitsarbeiter Eugen Husser aus Eifersucht erstochen. Der den Tod herbeiführende Stich durchschnitt die Schlagader. Außerdem hat die Frau Messerstiche in Brust und Rücken erhalten. Die Verletzungen waren so schwer, daß die Frau bereits auf dem Transport nach dem Krankenhause starb. Der Mörder flüchtete, konnte jedoch am Abend verhaftet werden.

Der Brand des Theaters des Westens in Berlin-Charlottenburg, der das Bühnenhaus und den Zuschauerraum in Trümmer legte, soll einem anonymen Schreiben zufolge, das bei dem Besitzer des Theaters, dem Baumeisters Sehring, der übrigens s. Zt. auch die Leitung der eingestürzten Görlitzer Stadthalle inne hatte, eingegangen ist, von einer terroristischen Vereinigung angelegt worden sein. In dem Schreiben heißt es: Weil Preußen ein neues Wahlrecht brauche und es auf legalem Wege nicht erhalten könne, so seien ein paar Gewalttaten vorgesehen. Es sei auf dem Baumeister das erste Los gefallen. Man habe vier Bomben in die vier Ecken der Bühne gelegt, aber durch ein Versehen der Konstruktion seien sie nicht, wie beabsichtigt, am Abend explodiert, sondern schon am Mittag. Die Kriminalpolizei, die das Schreiben für groben Unfug hält, will die Sache trotzdem weiter verfolgen. Erfreulicherweise ist die Zukunft der Künstler gesichert.

Liebestragödien in der Weltstadt. In dem Berliner Vorort Lichtenberg verletzte der 18jährige Realgymnasiast Buchholz seine 16jährige Geliebte, die Schülerin Hedwig Mertens, durch einen Revolverschuß lebensgefährlich und richtete dann die Waffe mehrmals gegen sich selbst. — Der 40jährige Fabrikarbeiter Karl Güntherberg zerschmetterte in dem Vorort Rummelsburg-Ost seiner Kostwirtin, die von ihrem Manne getrennt lebenden Frau Reikowski, die nichts mehr von ihm wissen wollte, mit einem Beil den Schädel und stellte sich dann selbst der Polizei.

Der Messerstecher im Rauener Vorortszuge konnte bisher nicht ergriffen werden, trotzdem die Berliner Kriminalpolizei jede Spur eifrig verfolgt. Bisher sind in dieser Angelegenheit etwa 30 Personen verhaftet worden, die aber alle wieder auf freien Fuß gesetzt werden mußten. Die drei verletzten Frauen befinden sich zwar noch im Krankenhause, es besteht aber keine Lebensgefahr mehr für sie.

Geständnis auf dem Sterbebett. Vor etwa 20 Jahren brannte in Marnitz in der Prignitz zur Nachtzeit eine Mühle nieder, die erst vor kurzem von zwei Käufern erworben war. Bei den Aufräumungsarbeiten fand man auf der Brandstätte einen völlig verkohlten Leichnam. Man nahm damals an, daß es sich um einen Unglücksfall während des Feuers handelte und legte der Sache keinen weiteren Wert bei. Jetzt hat einer der damaligen Besitzer der Mühle auf dem Sterbebett gebeichtet, daß er mit seinem Mitbesitzer die Mühle angezündet und dabei von einem Müllergesellen überrascht worden sei. Sie hätten den Mann erschlagen und die Leiche in die Flammen geworfen. Der Mitbesitzer wurde auf der Stelle verhaftet.

Der beleidigte Lump. Man darf einen Lumpen nicht einen Lumpen nennen, das bewies wieder einmal eine Verhandlung vor dem Schöffengericht in Liegnitz. Vor einiger Zeit war auf einem benachbarten Rittergute ein Einbruch verübt worden. Der Besitzer ließ einen Polizeihund kommen und dieser stellte einen Angestellten des Gutes. Auch sonst war der Verdacht gegen den Mann ein ziemlich begründeter. Als eine Frau von diesen Tatsachen hörte, bezeichnete sie den Verdächtigen als „Lump". Als der also Gekennzeichnete das hörte, ging er hin und verklagte die Frau. Der Gerichtshof ließ sich gar nicht darauf ein, ob der Verdacht gegen den Kläger berechtigt sei oder nicht, sondern erkannte, daß eine formelle Beleidigung vorliege und verurteilte die Frau zu 20 Mark Geldstrafe.

Drei Kinder verbrannt. In dem Dorfe Großkommorsk bei Graudenz sind drei Kinder eines Tischlers verbrannt. Durch die Explosion einer Petroleumlampe entstand in dem Hause ein Brand, der erst sehr spät bemerkt wurde, weil in dem Orte an zwei Stellen zu gleicher Zeit Vergnügungen abgehalten wurden. Die Mutter hat eine schwere Rauchvergiftung davongetragen; sie wurde noch lebend aus dem Hause gebracht. Der Vater der verbrannten Kinder ist auswärts beschäftigt.

Den eigenen Bruder erschossen. Auf der Feldhühnerjagd in Mörschberg in Württemberg hat der Mühlenbesitzer Stamp aus Unvorsichtigkeit seinen Bruder erschossen.

Vom Pariser Aufenthalt des Prinzen von Wales, des 18jährigen Kronprinzen von England, erzählt jetzt ein Berichterstatter der „Tribuna", daß der Prinz eines Morgens den Wunsch geäußert habe, anstatt eines Museums mal eine Besserungsanstalt für Mädchen zu besuchen, was auch geschah. Jetzt schickte der Prinz von London aus an die Leiterin der Anstalt einen Scheck auf 4000 Franks; in einem kurzen Begleitschreiben stand ungefähr zu lesen: „Damit die gefallenen Frauen mich nicht für einen Geizhalz halten!"

Wegen Verschuldens einer Dampferkatastrophe hat der Gerichtshof in Panama den Kapitän und den ersten Offizier des am 23 Mai vorigen Jahres gegenüber von Pontumala gescheiterten Dampfers „Taboga" zu je 12 Jahren Gefängnis verurteilt. Der Gerichtshof war zu dem Entschluß gekommen, daß die beiden Offiziere voll für das Unglück verantwortlich seien, weshalb sie auch noch eine hohe Geldstrafe bezahlen müssen. Dieses Urteil steht im schroffen Gegensatz zu dem Bericht der englischen Untersuchungskommission über den Untergang der „Titanic"; der Bericht sprach bekanntlich die Führung des Schiffes von jeder groben Fahrlässigkeit frei. Da es sich bei den in Panama verurteilten Offizieren um Engländer handelt, tut der englische Geschäftsträger in Panama sein möglichstes, um das Urteil rückgängig zu machen.

Als den idealsten Kellner bezeichnete die Newyorker Millionärin Belmont — die Frau; sie will daher lt. „B. Z." von jetzt ab auf den größten Gesellschaften nur Frauen zur Bedienung zulassen. Mrs. Belmont konnte sogar den Triumph erleben, daß die Besitzer der großen Newyorker Restaurants mit ihrer Auffassung vom Kellnerberuf einverstanden sind.

Weit unter Preis!

Ein Posten angestaubte **Damastreste, Handtücher, Tischtücher und Servietten** in Ia. Qualitäten mit kleinen Webefehlern nach Gewicht zur Hälfte des Wertes.

Ein Posten **Kamelhaardecken** mit kleinen defekten Stellen staunend billig. 8582

Spachtelstoffe und Besätze in grosser Auswahl.

Strausfedern bekannt billig.

Restegeschäft

S. Pfeiffer, Essen

Viehoferstrasse 19.

ACHTUNG!

50 000 Paar Schuhe

1 Paar Schuhe für nur Mk. 10.

Wegen Zahlungsstockung mehrerer grossen Fabriken wurde ich beauftragt einen grossen Posten Schuhe tief unter dem Erzeugungspreis loszuschlagen. Ich verkaufe daher an jedermann, **2 Paar Herren- und 2 Paar Damen-Schnür-Schuhe,** Leder braun oder schwarz, galoschirt, mit stark genageltem Lederboden, hocheleg. neueste Facon. Grösse laut Nr. Alle 4 Paar kosten nur Mk. 10. Versand gegen Angabe Rest Nachnahme 61

S. Urbach's Schuh-Export

Krakau (Oestrr.) Nr. 886.

Umtausch gestattet auch Geld retour.

Restaurant Haus Henkel

Heinr. Schmidt,

Königssteele, Wilhelmstraße 78.

Telefon 5794. r 141

Tägl. frische Seemuscheln.

Pikante Zubereitung.

100 Stück aus dem Hause 30 Pfg.

Flechten

näss. u. trockene Schuppenflechte, skroph., Ekzema, Hautausschläge,

offene Füße

Beinschäden, Beingeschwüre, Aderbeine, böse Finger, alte Wunden sind oft sehr hartnäckig;

wer bisher vergeblich hoffte geheilt zu werden, mache noch einen Versuch mit der bestens bewährten

Rino-Salbe

frei von schädl. Bestandteilen. Dose Mark 1,15 u. 2,25. Dankschreiben gehen täglich ein. Nur echt in Originalpackung weiß-grün-rot und mit Firma Schubert & Co., Weinböhla-Dresden. Fälschungen weise man zurück. Zu haben in den Apotheken.

Für die Einmachzeit

empfehle gute dauerhafte

Einmachfässer

zu 3 Mk. pro Stück. I 910

H. Oelmann,

Linden-Ruhr, Weberstraße 1.

Modesalon

aller künstlichen

Haararbeiten

konkurrenzlos in Ausführung und Billigkeit

Zopffabrik und Haar-Handlung

Friseurgeschäft für Damen und Herren.

Kronen-Parfümerie.

H. Hornfeck,

Steele.

Café Geene gegenüber.

Für die Reise-Saison alle Bäder- und Toilette-Artikel.

Hätte der „Kornfranck" wohl gleich nach seinem Erscheinen so großen Zuspruch finden können, wenn er wirklich nur dasselbe bieten würde, wie Andres vor ihm?

Es gibt nur einen „Kornfranck"!

35

Kaufhaus für Monatsgarderobe

No. 8

Wir machen kein Geschrei!

1918

No. 8

von unserer Billig- und Leistungsfähigkeit, denn ein anhänglicher Kundenkreis überzeugt jeden, dass wir nach wie vor jedem gewachsen und auch immer noch verkaufen,

Getragene Mass-Anzüge von Mk. **12.– 15.– 18.– 22.–** und höher

Wir verleihen Gesellschafts-Anzüge!

Bochum, Kortumstrasse 8.

Neues „Backwunder"-Rezept:

Altdeutscher Kuchen:

450 Gramm Mehl, 1 Paket **Reese**-Puddingpulver (Vanille-, Mandel-, oder Zitrone-Geschmack), 200 Gramm Zucker, 200 Gramm Butter, 4–5 Eier, 1/8 Liter Milch, Rosinen und Sukkade nach Belieben, 1 Paket Reese-„**Backwunder**".

Die Behandlung ersieht man aus Seite 3 des rühmlichst bekannten „Backwunder"-Rezeptbuches der **Reese**-Gesellschaft, Hameln (in allen „Backwunder"-Verkaufsstellen gratis zu haben).

Bis Ende Oktober erscheinen „Rinsin"-Inserate zum 2. Preisausschreiben!

Kluge Frauen

hüten sich vor nutzlosen Nachahmungen und verlangen bei Störungen sofort die echten Cito-Tropfen. Unschädl. I. Garantieschein. Preis Mk. 4.50, Nr. 2 extra stark Mk. 6.50. Warnung v. Nachahmung. Diskret g. Nachn. d. Chem. Laborat. **Willy Lehmann,** G. m. b. H., **Berlin 382 W. 30,** Neue Winterfeldtstr. 41. 42

Gustav David, Altona-Elbe

offeriert zum Engrospreise gegen Nachnahme Ersatz für

guten Bohnenkaffee zu M. 1–2.– p. Pfd.

franko jeder Bahn- und Poststation. Geschmack genau wie guter Bohnenkaffee. Probe franko und gratis zu Diensten. Lieferung in 1/2 und 1 Pfd.-Paketen, jedes Quantum von 5 und 9 Pfd. an. Nichtgefallendes nehme auf meine Kosten zurück. Goldene Medaille Paris 1900. 49

1 Göpel,

sehr gut erhalten und gut gehend für eine Pferdekraft,

1 Scheibenschrottmühle,

2 Jahre gebraucht, für eine Pferdekraft, flott und sehr gut mahlend, so gut wie neu, wegen Kraftanlage billig zu verkaufen.

Friedr. König,

5802 Niederbonsfeld.

Restegeschäft

wird anständigen Leuten unter günstigen Bedingungen eingerichtet. Anzahlung erforderlich. Laden nicht notwendig. I 897

Offerten unter **D. E. 8186 Rudolf Mosse, Dresden.**

Herbstsaaten!

Wer einen kräftigen Halm, der sich bei schwerem Regen nicht legt, und dabei ein gutes, backfähiges Getreide bei reichlicher Ernte erzielen will, der dünge mit **Peru-Guano.** Um nun auch vollwertige Ware zu bekommen, verlange man beim Einkauf ausdrücklich 5879

Ohlendorff's „Füllhornmarke".

Hühner,

junge, rein weiße präm. **Wyandottes,** beste Winterleger, 8 Stück mit Hahn, sowie einig. rebhuhnfarbige **Italiener** hat billig abzugeben 5897

Fr. Külpmann, Blankenstein.

Kleines gutgehendes

Kolonialwarengeschäft

krankheitshalber sofort billig zu verkaufen. Näh. **Fritz Pohlmann, Barmen, Buchenstr. 46.** 5931

Für Wirte und Saalbesitzer!

Die in dem Wirtschaftsbetriebe des Herrn **H. Vollmer** (früher Aug. Ibing) durch Anlegung der Dampfheizung überzählig gewordenen

Oefen

(große und kleine)

sind billig abzugeben. Näheres bei 5832

Aug. Weygand,

Brennerei, Hattingen.

Wer leiht

einem ordentlichen Mann

500 Mark zu 5 % für sechs Monate.

Offerten **u. Nr. 5874** an die Geschäftsst. d. Ztg. in Hattingen.

Pflanzenbutter-

Fabr., sehr leistungsfäh., kann Händlern, Versandgeschäften, Vorarbeitern 2c., welche Pflanzenb.-Marg. an Private liefern, außergew. bill. Off. in allerst. Qualitäten machen. Gefl. Anfr. unt. **L. K. 771** an **Haasenstein & Vogler, A.-G., Hamburg.** 46

General-Hauptagenten

erhalten bei einer in Deutschland genehmigten Kranken- u. Unfallversicherungs-Gesellschaft feste Anstellung bei gutem Einkommen. 45

Offerten an **Subdirektion der „Unitas", Versicherungsgesellschaft Berlin-Wilmersdorf, Holsteinische Straße 17.**

Besonders günstiges Angebot in

Betten, Bettstellen

und

Einzelmöbel.

Holzbettstelle mit Sprungfedermatr. **39.00** M

Altdeutsche Holzbettstelle mit Sprungfedermatr. **49.00** M

Kompl. Bett

bestehend aus:

1 altdeutschen Bettstelle m. Sprungfedermatratze

1 halbd. Oberbett

1 „ Unterbett

2 „ Kissen zus. **79.00** M

Bessere Betten

in allen Preislagen.

Kleiderschränke eintürig . . . . **33.00** M

Kleiderschränke zweitürig . . . **44.00** M

Küchenschränke . **29.00** M

Brotschränke . . **15.50** M

Lehnbänke . . . . **14.50** M

Wiegen . . . . . **9.75** M

Komplette

Schlafzimmer

Wohnzimmer

und

Küchen

in grosser Auswahl.

Ca. 30 fertige

Sofas

auf eigener Werkstatt gearbeitet

von 39.00 M anfangend.

Trumeaux 33.00 M

Flurtoiletten 18.50 M

Dekorationen, Teppiche, Läuferstoffe, Gardinen und Felle

in sehr grosser Auswahl.

Wir bitten um Besichtigung unserer grossen Ausstellungs-Räume.

Wolf & Strauss

Bochum,

Kortumstrasse 2 bis Brückstrasse 27.

5881

Zweites Blatt zu Nr. 35.

K. Teuerung in aller Welt.

Teuerung! Das ist das schlimme Zeichen, unter dem schon seit einer Reihe von Jahren unser Leben steht. Eine unaufhörliche Aufwärtsbewegung der Preise ist eingetreten, und es berührt uns wie der Gedanke an das verlorene Paradies, wenn wir hören, das vor kaum 100 Jahren das Pfund Rindfleisch 25 Pfennige kostete, Kalbfleisch 20 Pfennig, Hammelfleisch 23 Pfennig, Schweinefleisch 30 Pfennig. Damals betrugen die Preise für den Hektoliter Weizen zwischen 5 Mark und 8 Mark, bei Roggen 4 bis 5 Mark, bei Gerste 2½ Mark, bei Hafer 2½ Mark. Das ist heute völlig anders geworden, aber wir haben wenigstens den Trost, im Unglück Gefährten zu besitzen, denn in den anderen Ländern der Welt ist es nicht anders. Teuerung überall! Das ist das Resultat der statistischen Angaben, die der französische Nationalökonom Albert Dauzat in einem Aufsatz zusammenfaßt. Danach sind die teuersten Länder der Welt gegenwärtig Transvaal, Amerika und Aegypten. Der Ueberfluß von Gold, der aus den südafrikanischen Minen gewonnen worden ist, hat eine furchtbare Steigerung der Lebensmittelpreise hervorgerufen; sie sind hier etwa dreifach so hoch wie bei uns, in Aegypten mehr als doppelt so hoch: In Alexandrien z. B. muß man 20 Mk. täglich in einem Hotel zweiter Klasse zahlen. In Amerika sind die Verschiedenheiten der Preise, je nach den einzelnen Landgebieten, sehr beträchtlich. In Südamerika — etwa in Buenos Aires — betragen die Haushaltungskosten für eine Familie kaum mehr als bei uns; außerordentlich teuer aber sind die Mieten und kaum zu bezahlen die Manufakturwaren. Die Auswanderer, die nach Argentinien gehen, tun am besten, trotz der hohen Transport- und Zollkosten nicht nur Kleider und Wäsche für mehrere Jahre mitzunehmen, sondern auch ihre Möbel, weil diese an Ort und Stelle ganz unerschwinglich sind. Was die Vereinigten Staaten anbetrifft, so ist der Osten, besonders Newyork teuerer als der Westen. Die Manufakturwaren sind außerordentlich billig, aber sehr wenig haltbar. Schuhe trägt man z. B. an manchen Orten nur so lange, bis sie schmutzig sind, denn es lohnt sich nicht, sie putzen zu lassen, weil sie doch rasch zerreißen und nur ganz wenig kosten. Wer für 120 Mark den Monat einen Dienstboten im Osten der Vereinigten Staaten bekommt, kann von Glück sagen, denn es gibt so wenige, daß eine große Nachfrage besteht. Die Mieten in Newyork betragen etwa das Dreifache von dem, was man bei uns anlegt. Nahrungsmittel sind teuer, mit Ausnahme von Rindfleisch und Fleischkonserven. Im Westen, besonders auf dem Lande, sind die Preise viel niedriger. In der Nähe von San Francisko kann man ein ganzes Haus mit Veranda und kleinem Garten schon für 1500 Mark mieten, aber die Dienstboten zu bekommen, die einem auch das Leben in dem Haus behaglich gestalten, ist sehr kostspielig. Der Lohn eines Dieners beträgt wenigstens 150 Mark pro Monat, nur die Japaner begnügen sich mit 120 Mark. Im Anfang der Kolonisierung von Kalifornien waren die Löhne noch viel fabelhafter. Damals verdiente ein einfacher Handarbeiter 4 Mark pro Stunde und ein Zimmermann bis zu 75 Mark pro Tag. In Europa gehören zu den teueren Ländern England, Holland, Deutschland, Oesterreich und Skandinavien. Die romanischen Länder, sogar Frankreich, sind billiger. Eine starke Teuerung setzte in Oesterreich, besonders in Wien, in den Jahren 1904 und 1905 ein; Mieten, Manufakturwaren, Nahrungsmittel stiegen um 15 bis 20 Prozent. Man hat berechnet, daß Bürger mit einem Einkommen von 8000 Kronen gezwungen waren, auf die Ferienreise zu verzichten, um ihre täglichen Mehrausgaben zu decken. Eine neue Teuerungsperiode setzte dann 1910 und 1911 ein. Besonders die Wohnungsnot ist aufs höchste gestiegen, und heute kostet in Wien eine Dreizimmerwohnung 1200 bis 1500 Kronen, ja sogar mehr. Frankreich erhält sich demgegenüber in einem mittleren Stadium und ebenso die Schweiz. Hier sind die Manufakturwaren im Preise gestiegen, aber die Lebensmittelpreise halten sich in mäßigeren Grenzen. Rindfleisch kostet durchschnittlich 0,70 bis 1 Frcs. das Pfund. Kalbfleisch 0,80 bis 1,30 Frcs. das Pfund, Tafelbutter 1,50 bis 2 Frcs. Weißbrot 0,18 bis 0.24 Frcs., Kartoffeln 0,03 bis 0,05 Frcs. das Pfund; Milch kostet der Liter 0,19 bis 0,24 Frcs. Belgien, Italien und Spanien sind diejenigen Länder Europas, die verhältnismäßig am billigsten sind. Die Unterhaltungskosten einer belgischen Arbeiterfamilie hat man mit 1016,63 Frcs. pro Jahr berechnet. Diese Summe verteilt sich folgendermaßen auf Nahrung 666,63 Frcs., auf Miete 149,66 Frcs. auf Kleidung 90,96 Frcs., auf Heizung 47,10 Frcs., Wäsche 19,45 Frcs., Beleuchtung 15,28 Frcs., den Rest für anderweitige Ausgaben. Dabei muß aber in betracht gezogen werden, daß der belgische Arbeiter sehr schlecht wohnt und sich sehr schlecht nährt. Für Norditalien gelten etwa folgende Preise: Kalbfleisch das Pfund 1 L. 25 C. bis 1,75 L.; Brot 0,24 bis 0,25 L. das Pfund, Reis 0,30 L. das Pfund; Milch 0,25 bis 0,40 L. der Liter. Olivenöl 1,50 Lire das Pfund, Wein 0,30 bis 0,50 L. der Liter im Detail. In den großen Städten Mailand, Genua, Rom sind die Mieten recht teuer. Die höchsten Löhne für Landarbeiter werden in der Gegend von Piemont bezahlt: 3,50 L. bis 4 L. pro Tag und während der Ernte 6 bis 7 L. In Calabrien fällt der Lohn bis auf 1 L. Spanien ist das billigste Land Europas. Hammelfleisch kostet in Andalusien 1 Peseta das Pfund, das sind etwas über 75 Pfennig, das Brot 10 bis 15 Pfennig das Pfund. Trotzdem klagt man auch hier wie überall über Teuerung.

** Intimes von Yuanschikai.

Der in den letzten Tagen wieder so viel genannte Yuanschikai ist der „Mann des Schicksals" für China, der mit dem „chinesischen Wunder" der Revolution die Mandschudynastie vernichtet hat und nun die Geschicke des Reiches der Mitte bestimmt. Was hat diesen Mann an die Spitze des Millionenreiches gestellt? War es der Zufall, die blinde Gottheit? War es die ungewöhnliche Geisteskraft einer überragenden Persönlichkeit. Diese Frage beantwortet der bekannte chinesische Korrespondent des Daily Telegraph in Peking, Putnam Weale, der aus langjähriger Kenntnis des jetzigen Präsidenten heraus ein intimes Charakterbild des „chinesischen Bismarck" entwirft. Die Antwort bietet sich dar in dem Mann selbst, in seiner Haltung, nicht der physischen, sondern der geistigen, die durchaus an das besondere Milieu erinnert, in dem er gelebt hat. „In England wäre er ein Kitchener oder Palmerstone geworden; in Deutschland vielleicht ein Bismarck; aber weil er in China lebt, so ward er Yuanschikai, die seltsamste Mischung von eiserner Entschlossenheit und wundersamer Geschmeidigkeit. Es ist wirklich etwas Wunderbares, in demselben Mann eine unter den Orientalen fast unbekannte Ehrlichkeit und Geradheit zu finden, verbunden mit einer Begabung für das politische Schachspiel, die groß genug ist, um einen europäischen Staatsmann von heute so leicht zu schlagen, wie Talleyrand die Staatsmänner seiner Generation schlagen konnte. Er ist körperlich kein sehr großer Mann, aber er ist kräftig und untersetzt mit sehr entschlossenen und bestimmten Zügen — wirklich eine chinesische Bulldogge. Seine weit geöffneten Augen haben einen festen aber niemals schlauen Blick; und doch fühlt man, daß diese beobachtenden Blicke zugleich den Menschen zu verstehen und zu enthüllen suchen, was hinter seiner äußeren Maske verborgen liegt — eine Kunst, die man in Europa nur sehr unvollkommen kennt. Hat Yuanschikai den Sinn und die Motive einer Frage erfaßt, — — und das tut er so rasch, wie ein Hund nach seinem Knochen schnappt — dann antwortet er offen und bestimmt, und dann sitzt er wieder unbeweglich da und wartet geduldig auf den nächsten Knochen. So kann er sich durch eine Unmenge von Fragen ohne das leiseste Anzeichen von Müdigkeit durcharbeiten; breit, eckig und ruhig sitzt er da und hört erst auf, wenn der letzte Knochen verzehrt ist. Und gerade so, wie er sich im passiven Reagieren verhält, so benimmt er sich auch, wenn er Pläne schmiedet, organisiert, leitet und befiehlt. Stets ist er voll Energie, nie um Hilfsmittel verlegen, ein wahrer Arbeitsfresser. Es ist ein Rekord, daß er während der drei Monate der Revolution 20 Stunden täglich tätig war, jedes Telegramm und jede Nachricht, die kam oder ging, kontrollierte, alle Fäden zwischen seinen Fingern hielt und seinen Untergebenen nur die gleichgültige und unwichtige Arbeit überließ. Nichtsdestoweniger ist der Mann von einer außerordentlichen körperlichen Trägheit. Wie alle Orientalen, fühlt er nicht das leiseste Bedürfnis nach irgend einer Art von Uebung oder Bewegung in freier Luft. Seit dem letzten Attentat gegen sein Leben ist er so selten wie möglich ausgegangen und seine sitzende Lebensweise hat so völlig Macht über ihn gewonnen, daß er sich sogar die Treppen aus einem Zimmer seiner Wohnung ins andere in einer Sänfte von vier Trägern befördern läßt. Und dabei hat dieser seltsame Mensch, der so still in seinen vier Wänden sitzt, einen phänomenalen Appetiti einen geradezu wölfischen Hunger. Im strengen Gegensatz zu den meisten hohen Beamten Chinas, die wenig essen und nur für Leckereien empfänglich sind, speist Yuanschikai wie ein Bauer aus seiner Heimatprovinz Honan. Schüsseln mit Maccaroni, grob gebackenes Brot, wie es die niederen Klassen essen, Schweine- und Hammelfleisch in großen Mengen verschwinden in dem Magen dieses Unersättlichen, der am Eßtisch ganz so leistungsfähig ist, wie am Arbeitstisch. Er hat eine große Familie, ein Dutzend Frauen und 26 Söhne und Töchter. Wie die meisten Kraftnaturen ist er in seinem Benehmen zu Hause, barsch und derb, läßt sich geben, nimmt kein Blatt vor den Mund und verstößt beständig gegen die höflichen Sitten des so streng zeremoniösen Ostens. Dieser starke und selbständige Geist hat nicht acht auf konventionelle Floskeln und schön gedrechselte Komplimente, und er hat sich deshalb oft den Vorwurf gefallen lassen müssen, daß er ein grober Mann sei. So ist in großen Umrissen Wesen und Art des Mannes, der die Zukunft Chinas in seiner Hand hält, der sich vielleicht noch selbst auf den Thron der alten Kaiser setzen wird, und der jedenfalls heute der einzige Mann im himmlischen Reich ist, stark genug, um die Situation zu beherrschen."

Die Steinkohlenförderung im Oberbergamtsbezirk Dortmund

im 2. Vierteljahr 1912.

Die Steinkohlenförderung auf den Zechen des Oberbergamtsbezirks Dortmund ist im 2. Vierteljahr 1912 im Vergleich zum 2. Vierteljahr 1911 recht erheblich gestiegen. Sie stellte sich auf 24,54 Mill. Tonnen (22,07 Mill. Tonnen). Mithin ist eine Zunahme der Förderung um 2,47 Mill. Tonnen = 11,2 Prozent zu verzeichnen. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter ist in dem angegebenen Zeitraum von 349 426 auf 366 158 angewachsen. Aus der nachstehenden Aufstellung, in der die 19 Bergreviere des Oberbergamtsbezirks nach der Stärke der Förderung zusammengestellt sind, ist zu ersehen, wie sich die Förderung und die Zahl der beschäftigten Arbeiter in den einzelnen Bergrevieren entwickelt hat.

	Förderung im 2. Vierteljahr		Arbeiterzahl im 2. Vierteljahr	
Bergrevier	1911	1912	1911	1912
	Mill. T.	Mill. T.		
Hattingen	0,665	0,683	11 546	11 168
West-Recklinghausen	1,876	2,247	29 835	33 502
Dortmund 2	1,627	1,808	25 318	26 732
Ost-Recklinghausen	1,592	1,758	24 758	26 334
West-Essen	1,409	1,631	20 889	23 447
Duisburg	1,550	1,618	22 685	23 014
Herne	1,275	1,522	19 675	21 672
Dortmund 3	1,253	1,497	23 547	25 276
Ost-Essen	1,248	1,419	17 361	17 971
Nord-Bochum	1,216	1,341	18 752	19 762
Gelsenkirchen	1,223	1,326	18 359	18 227
Wattenscheid	1,164	1,274	20 771	20 557
Oberhausen	1,227	1,265	19 134	18 430
Süd-Essen	1,169	1,212	15 972	16 296
Dortmund 1	1,016	1,132	16 521	17 513
Witten	0,819	0,877	13 386	13 610
Süd-Bochum	0,681	0,726	12 058	11 697
Werden	0,668	0,722	9 210	9 644
Hamm	0,396	0,485	9 694	11 306
zusammen:	22,074	24,543	349 471	366 158

Die im Oberbergamtsbezirk Bonn belegene, dem niederrheinisch-westfälischen Bergbau zuzuzählende Zeche Rheinpreußen förderte im 2. Vierteljahr 1912 636 029 (599 669) Tonnen bei einer Belegschaft von 9309 (9210) Mann.

Der Schutzmann als Hüter der Sittlichkeit.

Eine sonderbare Geschichte von einem pflichtvergessenen Schutzmann erzählt die „Straßburger Post": Vor etwa 14 Tagen erkundigte sich am späten Abend nach der Meldung des Blattes ein Mädchen in der Nähe von Schiltigheim nach dem nächsten Wege nach der Straße, in welcher das Haus seiner Dienstherrschaft gelegen ist. Das Mädchen glaubte ganz sicher zu gehen, wenn es seine Erkundigung bei einer eben in der Nähe befindlichen Schutzmannspatrouille einzog, würde jedoch, wie der weitere Verlauf zeigte, kaum schlechter gefahren sein, wenn es sich an den nächsten besten Vorübergehenden gewandt hätte. Ein Schutzmann nämlich, der sich bei der Patrouille befand, erklärte sich bereit, das Mädchen bis vor die Haustür zu begleiten und in leicht begreiflichem Vertrauen ging das Mädchen auf den Vorschlag ein. Anfänglich schien auch der Schutzmann die freiwillig übernommene Begleiterrolle so durchführen zu wollen, wie es sein vertrauensvoller Schützling erwartet hatte und wohl auch mit Recht erwarten durfte. Bald aber zeigte sich, daß dieses Vertrauen nicht sehr gerechtfertigt war. In einer etwas abgelegenen Gegend angelangt, zwang der Mann das Mädchen plötzlich auf eine Bank nieder und versuchte es sich gefügig zu machen. Erst auf die Hilferufe des Mädchens ließ der sonderbare Beschützer von seinem Vorhaben ab, umsomehr, als die Rufe des Mädchens einen Unteroffizier herbeigelockt hatten; der wackere Hüte der Ordnung und guten Sitte zog es nunmehr vor, seine Person in Sicherheit zu bringen. Sonderbarerweise ließ die Ueberfallene ein paar Tage verstreichen, ehe sie Anzeige erstattete. Die Kriminalpolizei, der natürlich alsbald bekannt wurde, wessen Schutz die Anklägerin sich anvertraut hatte, konnte zunächst nicht glauben, daß ein Organ der öffentlichen Sicherheit sich hätte soweit vergessen können, und suchte den Täter unter den aus der ganzen Umgebung zusammengeströmten Besuchern an der damals stattgefundenen Jahrmarktfeier. Der böse Zufall fügte es aber, daß einige Tage später das überfallene Mädchen in Begleitung eines Kriminalbeamten wieder in die Nähe des Platzes kam, wo sich der Angriff abgespielt hatte, und daß eben der Schutzmann, der das in ihn gesetzte Vertrauen so grob getäuscht hatte, hier wieder Dienst tat. Der sonderbare „Schutzengel" wurde sofort festgenommen und dem Bürgermeisteramt vorgeführt, wo er sich nach anfänglichem längerem Leugnen auch zu einem Geständnis bequemte. Die Untersuchung gegen den pflichtvergessenen Schutzmann ist noch nicht zu Ende geführt. Sonderbar mag es aber immerhin erscheinen, daß der erst seit Mai ds. Js. angestellte Schutzmann heute noch seinen Dienst versieht, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Auf den Ausgang der Sache darf man gespannt sein.

* Die Amerikanerin in der politischen Arena.

Mit einer Plötzlichkeit und einer Energie, die das Publikum der Vereinigten Staaten in das höchste Erstaunen setzt, sind die amerikanischen Frauen in die politische Arena hineingesprungen und nehmen an den Kämpfen um die Präsidentenwahl in einer Weise teil, die man sich früher nicht träumen ließ. Bisher hatte die Amerikanerin an dem öffentlichen Leben wenig Anteil genommen und war in der Politik kaum hervorgetreten. Seit jenen aufgeregten Szenen, die mit der Nominierung der Präsidentschaftskandidaten zusammenhingen und eine leidenschaftliche Anteilnahme in allen Kreisen hervorriefen, ist das nun ganz anders geworden. Die Frauen sind zum politischen Leben erwacht und wollen mitspielen in diesem Spiel um die höchsten Güter der Nation. Unter den Delegierten, die bei den verschiedenen Versammlungen als Vertreter des Volkes erschienen, befanden sich zum ersten Mal auch weibliche Mitglieder. Kalifornien wählte eine Frau, die für Taft stimmen sollte. Sie aber bekehrte sich zu Roosevelt und ging zu der Fortschrittspartei über. Bei der Nominierung Roosevelts in Chicago spielte eine Dame Jane Addams, die Begründerin der Chicagoer Musikinstitute Hull House, eine bedeutende Rolle. Auch bei der Nominierung Wilsons wirkte eine Dame mit, und viel besprochen wurde bei der Versammlung der Demokraten in Baltimore die leidenschaftliche Propaganda die Miß Clark für die Wahl ihres Vaters entfaltete. In den Mittelpunkt des politischen Lebens aber ist gegenwärtig Mrs. Woodrow Wilson, die Gattin des aussichtsreichen demokratischen Kandidaten getreten. Sie wirkt sehr einflußreich an der Spitze der nationalen demokratischen Frauenliga, der viele führende Damen der amerikanischen Gesellschaft angehören und deren Präsidentin sie geworden ist. Vizepräsidentin ist die Frau des demokratischen Kandidaten für die Vizepräsidentschaft Mrs. Marschall. Mrs. Wilson hat auch schon die kleinen Leiden kennen gelernt, denen ausgesetzt ist, wer in der Oeffentlichkeit steht. Ein Interview mit ihr wurde veröffentlicht, in dem sie sich als begeisterte Raucherin erklärt haben soll und für den Fall ihrer Wahl völlige Rauchfreiheit im Weißen Haus in Aussicht stellte. In einer feierlichen Berichtigung erklärte sie, daß kein Wort wahr und sie eine entschiedene Gegnerin des Rauchens sei. Die Frage des Frauenstimmrechts spielt in dieser großen politischen Bewegung keine Rolle.

)(Die Tragik des hübschen Mädchens.

Die Schönheit der Frau sinkt im Werte: das ist das Ergebnis der sozialen Umwälzungen, die die letzten Jahrzehnte eingeleitet haben. Die Zahl der Eheschließungen in den Industrie- und Kulturstaaten geht zurück, allein in England sind im vergangenen Jahre rund 12 000 Ehen weniger geschlossen worden als vor fünf Jahren. Und die Folge ist, daß die Zahl der Mädchen und Frauen, die ihren Lebensweg einsam zu Ende gehen müssen, von Jahr zu Jahr zunimmt. Aber dabei zeigt sich ein merkwürdiges Phänomen, das sich immer stärker ausprägt: gerade unter den Mädchen, die unverheiratet bleiben, nimmt die Zahl jener zu, die als besonders hübsch gelten müssen und die daheim als der Stolz und die „Schönheit" der Familie gelten, während ihre weniger auffällig hübschen Schwestern längst ihren eigenen Haushalt regieren und Kinder heranwachsen sehen. Kein Zweifel: auf dem Heiratsmarkte hat die Schönheit an Wert verloren. Auf dem Heiratsmarkte: denn der Herr führt natürlich ein besonders hübsches Mädchen mit Vorliebe ins Theater, und als Partnerin zum Tanze ist sie heißer umworben als ihre unauffälligeren Schwestern. Aber als stete Lebensgefährtin, als Mutter erhoffter Kinder ist gerade das schöne Mädchen innerhalb des Mittelstandes, wo die wirtschaftlichen Verhältnisse streng umrissene Grenzen setzen, das Aschenbrödel geworden, das kein verwunschener Prinz zum Traualtar geleitet. In einer englischen Zeitschrift wird der Brief eines biederen Irländers veröffentlicht, der sich mit nüchterner Sachlichkeit damit beschäftigt, wie er sich die ideale Frau vorstellt: „Ja, ich würde gerne eine schöne, gesunde Frau nehmen, gesund an Leib und Seele. Aber hübsch braucht sie nicht zu sein, denn die Schönheit geht nicht tiefer als die Haut, (besonders bei den Frauen); eine hübsche Frau vergeudet täglich schrecklich viel Zeit vor dem Spiegel." Das ist grob und naiv gesagt, aber in den Worten dieses biederen Iren liegt etwas von der Art und Weise, die den modernen Mann bei der Brautschau beherrscht. Der junge Mann von heute scheut vor dem Gedanken zurück, sich an eine junge Dame zu binden, die Schönheit als den wichtigsten Vorzug ihres Geschlechts betrachtet. Er bewundert das schöne Mädchen, flirtet, — und heiratet die Schwester. Der wirtschaftliche Kampf um die Existenz ist zu hart geworden, um dem emporstrebenden Manne in seinen besten Arbeitsjahren einen Luxus zu gestatten. Und die Frau, der ihre Schönheit zum Lebenszwecke wird, wird über kurz oder lang durch den Zwang der Verhältnisse zu einem Geschöpfe des Luxus. Ueberall erntet sie als Mädchen Bewunderung, überall wird sie hofiert und die Folge kann nicht ausbleiben: selbst der beste Charakter wird nach und nach umgeformt, die Schönheit und ihre Erhaltung erscheinen als wichtigste Lebensaufgabe und diese Entwicklung führt unaufhaltsam zu jener maßlosen Selbstsucht, die wir heute bereits bei vielen amerikanischen Frauen mit schlimmer Klar-

Zeit ausgeprägt finden. Der Mann von heute sucht eine Lebensgefährten, einen Kameraden, und daher entscheiden Wesen und Charakter mehr als das hübsche Gesicht, die lockige Frisur und die elegante Figur. Das Leben hat viel von seiner Romantik verloren. Das Heiratsalter hat sich verändert, man heiratet später, die Zahl der Männer, die noch zwischen 20 und 30 die Lebensgemeinschaft mit einer Frau begründen, — geht immer mehr zurück. Man heiratet Mitte und Ende der dreißiger Jahre; und man sucht nicht mehr das kaum dem Backfischalter entronnene Mädchen, sondern die junge Dame Mitte der Zwanzig, die bereits einen Blick in das Leben getan hat und wenn möglich die kostspieligen Genüsse ihrer ersten Tanz- und Theaterzeit schon hinter sich hat. Erst kürzlich erklärte der Besitzer eines großen englischen Geschäftshauses einem Interviewer, daß er seine liebe Not habe, tüchtige weibliche Mitarbeiter zu behalten. Nur die schönen Mädchen harren aus. Die unauffälligeren nehmen ihren Abschied, weil sie heiraten. „Ich vermeide es jetzt nach Kräften, auffällig hübsche Mädchen anzustellen. Langjährige Erfahrungen haben mich gelehrt, daß wirklich hübsche Mädchen in der Regel schlechte Arbeitskräfte sind: sie sind zu sehr mit sich beschäftigt und können sich einer Idee nicht hingeben. Und gut arbeiten kann man nur, wenn man seine Arbeit mit Phantasie umfaßt und sich ihr hingeben kann. Die besten Arbeiterinnen sind Frauen, die nicht mit auffallender Schönheit belastet sind. Das sind mir die wertvollsten Mitarbeiterinnen und gerade sie verheiraten sich am frühsten. Es scheint, daß körperliche Schönheit ihre Anziehung verloren hat." Diese Beobachtungen werden auch durch die Feststellungen eines französischen Gelehrten bestätigt, der zu dem Ergebnis kam, daß selbst in dem heutigen Frankreich das einfache gesunde Mädchen auf dem Heiratsmarkt begehrter ist, als die elegante Schönheit, die ihre Lebenspflicht mit ihrer Schönheit erfüllt zu haben glaubt.

Tragikomödie auf der Lokalbahn.

Ausflügler, die in der Nacht zum Mittwoch mit dem letzten Zug das schöne Müglitztal in der sächsischen Schweiz passierten, erlebten hinter der Station Weesenstein ein höchst amüsantes Abenteuer. Die Lokomotive des Zügle dampfte lustig darauflos, als sie auf einmal einen Schreck bekam, der ihr in alle Glieder fuhr. Vor ihr lag quer über den Schienen ausgestreckt ein Mann. Jedenfalls wollte der Lebensmüde hier hinter sein Dasein den Schlußpunkt setzen. Aber die barmherzige Lokomotive tat ihm den Gefallen nicht, sondern stand sofort mit einem tüchtigen Ruck still. Die Passagiere wurden so durcheinander geschüttelt, daß sie sogleich mit den Köpfen zu den Fenstern hinausfuhren und zitternd fragten, was denn eigentlich Schreckliches passiert sei. Einige Beherzte hatten sich inzwischen an das Hindernis herangemacht und entdeckten da, daß der Selbstmordkandidat nicht nur nicht an allen Gliedern zitterte, sondern seiner Zufriedenheit mit allen irdischen Dingen dadurch Ausdruck gab, daß er kräftig schnarchte. Das Staunen der herbeigeeilten Passagiere wuchs aber noch mehr, als man beim Schein einer Laterne erkannte, daß der Siebenschläfer der — Nachtwächter des benachbarten Dorfes war.

Aus der Welt der Perlen.

Die Dame, die sich das herrliche Collier um den Hals legt, ahnt nichts von den Mühen und Enttäuschungen, den Aufregungen und Gefahren, mit denen das köstliche Kleinod dem Schoß des Meeres entrissen wurde. In einem Aufsatz über den Perlenhandel in der Revue erzählt L. Rosenthal von der traurigen Lage der Perlenfischer im Persischen Golf. Die Perlenbänke befinden sich etwa 150 bis 200 Meilen von der arabischen Küste, die eine einzige große Wüste darstellt. Etwa 60 bis 80 000 Eingeborene beschäftigen sich mit der Perlenfischerei; einer von den 10 oder 15 reichen Arabern, in denen Händen das ganze Land ist, gibt ihnen etwas Reis, Datteln und Kaffee zur Nahrung. Dafür müssen sie ihm das Vorkaufsrecht der Perlen unter den günstigsten Bedingungen zugestehen. „Die Art der Fischerei ist außerordentlich primitiv; die einzigen Instrumente, deren sie sich bedienen, sind: eine kleine Kneifzange aus Knochen, mit der sie sich die Nasenlöcher zupressen, und Lederhandschuhe, die sie zum Schutz gegen die spitzen Felsenriffe tragen. Ein kleiner Korb, den sie vor sich herhalten, und ein Stein, an dem sie befestigt sind, vervollständigen die Ausrüstung. Sie tauchen 2 bis 3, ja sogar 5 Minuten. Kommen die Taucher wieder an die Oberfläche, dann ist ihr Aussehen jammervoll, die meisten schnappen mühsam nach Luft. Viele unter ihnen sind taub und der Schiffskapitän gestand mir, daß sie selten länger als 5 Jahre arbeiten können. Die Fischer, die ich sah, stiegen 20 Meter in die Tiefe. Plötzlich bemerkte ich eine ungewohnte Bewegung auf der einen Seite des Bootes, von der rasch etwa 10 Fischer zu gleicher Zeit tauchten. Der Kapitän sagte mir ruhig: „Ein Fischer gibt kein Zeichen mehr mit seiner Leine, er ist wahrscheinlich von einem Fisch gebissen oder er hat eine Ohnmacht." Endlich sah ich einen Fischer auftauchen, der seinen leblosen und blutbedeckten Kameraden heranschleppte. Man sagte mir, ein Fisch, den sie den „Teufel" nennen, habe ihm das Blut ausgesaugt." Des Abends wird dann die Beute besehen; aber sie ist selten gut. Findet sich eine besonders schöne Perle, dann herrscht Freude im Fischerlager. Alles strömt herbei, um sie zu besehen, und wahre Loblieder in der blumenreichen Sprache des Orients werden zu Ehren des Kleinods angestimmt, das der Araber noch mehr verehrt als sein Roß. Der Fischer verkauft dann seine Ernte dem reichen Araber, der ihn nährt, um ein geringes, und dieser führt nun seine Schätze nach dem Hauptperlenmarkt des Orients, nach Bombay, wo ein wochenlanges Feilschen beginnt. Perlen von besonderer Schönheit der Form und Reinheit des Glanzes werden viel höher bezahlt als die gewöhnlichen barocken Perlen. Man hat auch schon aus einer großen unschönen Perle, die 20 000 Frs. kostete, durch Bearbeitung eine kleine, schöne Perle gewonnen, die 250000 Frs. wert war. Der größte Teil der Perlenernte, etwa für 40 bis 60 Millionen Frs., kommt vom Persischen Golf; die anderen Fischereien von Australien, Massaua, Tahiti, Panama, Kalifornien, den holländischen Inseln, die alle ungefähr auf demselben Meridian liegen, liefern jährlich nur eine Ernte von je 2 bis 5 Millionen Frs. Während die Nachfrage nach schönen Perlen immer größer wird und immer höhere Preise dafür gezahlt werden, wird das Angebot immer geringer. So hat man im Jahre 1911 im Persischen Golf nur etwa 40 Perlen gefunden, die das Gewicht von 25 Gran überstiegen. Bisher hatte man sich noch mit den ungeheuren Vorräten geholfen, die der Orient an alten Perlen besitzt, hatte die Kleinode von indischen Rajahs und aus chinesischen Gräbern herbeigebracht. Aber die Schätze sind nun erschöpft, der Augenblick ist nahe, wo die alten herrlichen Perlen völlig aus dem Orient verschwunden sein werden, um die Nacken unserer Damen zu schmücken. Dann werden die Perlenfischereien, die viel zu wenig liefern, allein genügen müssen, und die Preise werden ins Märchenhafte steigen, ebenso wie die Sehnsucht nach diesen strahlenden Wundern des Meeres.

)(Ingeniöse Erfinder.

Obwohl auch in Amerika der Sommer diesmal außergewöhnlich niedrige Temperaturen aufwies, haben doch in den Zeitungen jene Erscheinungen nicht gefehlt, die sonst gewöhnlich auf einen hohen Hitzegrad der Luft und der Phantasie schließen lassen. Unter den Aufsehen erregenden Neuigkeiten, die die Spalten füllen, ragen einige ingeniöse Erfindungen hervor, die die Geisteskraft der Yankees weniger von der praktischen, als von der phantastischen Seite zeigen. So hat der Professor an der physikalischen Abteilung der Harvard-Universität Dr. Percy Bridgman die staunende Welt mit der großen Nachricht beglückt, daß es ihm gelungen, „heißes Eis" herzustellen. Nach ausführlichen Telegrammen aus Boston, die diese Entdeckung gebührend feiern, ist es dem Gelehrten nicht ganz leicht geworden, dies Resultat zu erzielen. Heißes Eis wird fabriziert, indem man Wasser unter einen außerordentlich starken Druck bringt und zu gleicher Zeit die Temperatur reguliert. Der dabei benutzte Apparat besteht aus einer hydraulischen Presse und einer sehr dicken Stahlröhre, die das Wasser enthält. Es mußte ein Druck von 20 000 Atmosphären, d. h. über 300 000 Pfund auf einen Quadratzoll, und eine Temperatur von nicht weniger als 173 Grad Fahrenheit hervorgebracht werden, bis das „heiße Eis" glücklich in die Erscheinung getreten war. Eine andere Geschichte, die die Erfinderleidenschaft der Amerikaner illustriert, beginnt mit der Annonce des Magistrats einer Stadt, durch die eine gute Rattenfalle gesucht wurde. Das Rathaus wurde nämlich von diesen Nagetieren arg belästigt und ein Beamter hatte sich die Aufgabe gestellt, ihrem Treiben ein Ende zu machen. Das Resultat der Annonce war furchtbar: aus allen Teilen der Vereinigten Staaten trafen Rattenfallen der verschiedensten Art und Konstruktion ein, jede mit Gebrauchsanweisung und den leidenschaftlichsten Anpreisungen versehen. Ein ganzes Zimmer wurde mit diesen Mordinstrumenten angefüllt, unter denen alle Arten der Tötung vertreten sind, die die Menschheit kennt. Die Ratten werden durch Elektrizität hingerichtet; sie werden guillotiniert, ertränkt, erstickt und zum Selbstmord gezwungen. Die Idee eines ingeniösen Erfinders, der erklärt, daß er die Ratten zwingen kann, sich selbst zu töten, besteht darin, daß er empfiehlt, vor die Rattenlöcher Lauge zu streuen. Die Ratten werden dann Lauge an ihre Füße bekommen, und das wird sie nach seiner Ansicht so brennen, daß sie sie schnell ablecken und damit sich selbst vergiften werden. Eine andere Falle ist so eingerichtet, daß sie die Ratten mit einem furchtbaren Griff packt und mit großer Gewalt automatisch gegen eine 15 Fuß entfernte Mauer schleudert. Der Rattentöter des Magistrats ist in größter Verlegenheit, denn er weiß nicht, welcher Methode er sich bedienen soll, um die Tiere aus den heiligen Hallen des Stadthauses auszurotten.

* Vanderbilts orientalischer Märchenball.

Mit ihrem orientalischen Märchenball haben Mr. und Mrs. Cornelius Vanderbilt alle anderen prunkvollen Festlichkeiten, die sich in der Badesaison von Newport jagten, weit in den Schatten gestellt. Was hier an Glanz und Verschwendung geboten wurde, übersteigt alles, was bisher die Phantasie der Dollarkönige an Prunk und Prachtentfaltung aufbringen konnte. Die wundervolle Sommerresidenz der Vanderbilts in Beaulieu hatte für diese Gelegenheit ein neues farbenleuchtendes Gewand angelegt, und wenn man diese Kosten der Verschönerungsarbeiten mitrechnet, so wurde durch die ganze Veranstaltung die Riesensumme von 1 Million Mk. verschlungen. Das Fest selbst hat nur 540 000 Mk. gekostet. Als Thema für diese pompöse Feerie war eine „Erinnerung an babylonische Festlichkeiten" angegeben. Und die Amerikaner stehen nicht an, ihrem Krösus den Preis zuzuerkennen vor den sagenhaften Wundern einer Semiramis oder eines Nebukadnezar. „Kein orientalischer Fürst", lautet eine dieser glühenden Depeschen, „mit all den aufgehäuften Reichtümern von Generationen würde ein sinnberückenderes Fe stzustande gebracht haben. Jene heidnische Königin, deren Laune die hängenden Gärten schuf, hätte sich nichts Blendenderes wünschen können." Eine große Kuppel, die in ein Meer vielfarbigen Lichts getaucht war, wölbte sich über dem Haupteingang. Auf einem Wege, der ebenfalls durch verborgene Lichtquellen in eine Flut bunter Farbenspiele getaucht war, gelangte man durch zwei weitere Kuppelgewölbe zunächst in den großen Hof und dann in den Palast, der ganz in ein phantastisches Märchenland umgeschaffen war. Von allen Wänden glühten die schweren Farben orientalischer Gewebe; der Fuß trat auf echte Perser, die im Licht magisch erglänzten. Ueberall Ornamente und Dekorationen des Ostens. Das Glanzstück des Ganzen war der Ballsaal, 100 Fuß lang und 60 Fuß breit, dessen Wände mit orientalischen Gemälden großartig geschmückt waren. Von der Decke funkelten und blitzten viele Hunderte elektrischer Sterne; aus den luftigen, von exotischen Pflanzen umrahmten Veranden wehte freundliche Kühle herein. 40 Tische waren für das Souper aufgestellt, in einem mit ungeheuren Kosten geschaffenen künstlichen Wald von Bananen- und Orangenbäumen und ägyptischen Lotosblüten. Der Boden war ganz mit seltenen orientalischen Blumen bestreut. Von Südamerika und Mexiko hatte man Kokusnußpalmen herbeigeschafft, herrliche Orchideen aus Afrikas Sümpfen. Von 9 Uhr abends ab langten die Gäste aus ihren Villen in Newport an; um 11 Uhr war alles versammelt, so daß sich der Vorhang heben konnte zur Aufführung der Operette „Die lustige Gräfin", die mit aller Ausstattung und Personal für 20 000 Mk. von Newyork herüber transportiert worden war. 400 Gäste, alle in kostbare orientalische Gewänder gehüllt, waren in dem Raum versammelt, der Glanz der Juwelen und Perlen, die sie trugen, wurde auf die Summe von 40 Millionen Mark geschätzt. Manche Gestalten schienen von glitzernden Farbenwundern wie übersät, denn in dem hellen Licht gab jeder Schmuck sein strahlendstes Feuer von sich. Juwelen blitzten sogar von den goldenen Pantoffeln der Damen, und diese orientalische Märchenpracht erhielt Leben, als die Paare zu den sorgsam einstudierten Tänzen zusammentraten und den Prunk ihrer Kleidung in dem herrlichen Rahmen erst recht zur Geltung brachten.

)(Morrison über Deutsche und Engländer in China.

Der bekannte chinesische Korrespondent der Times, Morrison, dessen Name seit seiner Ernennung zum politischen Beirat des Präsidenten Juanschikai in aller Munde ist, hat sich in einer Unterredung mit dem Daily Mail-Vertreter Mackenzie in höchst interessanter Weise über seine Berufung und die politischen Verhältnisse ausgesprochen. Er hatte zu Anfang des Sommers den Entschluß gefaßt, Peking, wo er 15 Jahre lang für sein Blatt gewirkt und sich als eine Autorität in allen chinesischen Angelegenheiten bewährt hatte, zu verlassen und nach seiner Heimat Australien zurückzukehren, um hier am öffentlichen Leben Anteil zu nehmen. Seine berühmte Bibliothek sollte versteigert werden, seine Sachen wurden gepackt. Als Juanschikai dies hörte, sandte er dem Korrespondenten eine Einladung, als politischer Beirat der chinesischen Regierung im Lande zu bleiben. Es war eine ganz freie und unabhängige Stellung, die ihm angeboten wurde und die die Möglichkeit zu einem Wirken bietet, wie sie wohl selten einem Manne gewährt wird. Der wichtigste Teil des Interviews enthält ein Urteil Morrisons über das Verhältnis der Engländer und Deutschen in China. Er erklärte, daß durchaus keine Opposition von deutscher Seite gegen seine Ernennung bemerkbar gewesen sei. „In keinem anderen Teil der Welt wirken Deutsche und Engländer in herzlicherer Weise zusammen als in China. Ihre Handelsinteressen sind die gleichen. Sie sind mit großen Anleihen beteiligt an der Gesamtschuldsumme von vielen Millionen Pfund und an den großen Eisenbahnarbeiten. Die größte britische Bank hat in ihrem Direktorium vier Deutsche. Gewiß besteht eine Nebenbuhlerschaft im Handel zwischen Deutschen und England in China. Aber es gibt dort nicht zwei andere Völker, die in solcher harmonischer Weise zusammenarbeiten. Eine sehr große Anzahl von britischen Unternehmungen verwenden deutsche Agenten, sogar das Haus Armstrong." In Juanschikai sieht Morrison den Retter und Reorganisator Chinas. „Ich sah den Präsidenten mehrere Male während der letzten Woche, bevor ich abreiste. Ich fand ihn frisch, arbeitsfreudig und sehr hoffnungsvoll für die Zukunft, besonders wenn er endlich die so notwendige fremde Anleihe, die für die Reorganisation des Landes ausschlaggebend ist, zustande bringen könnte. Was man von seiner Niederlage in dieser Hinsicht erzählt hat, ist völlig unwahr. Er ist wohl jetzt derjenige Mann in Peking, der am härtesten arbeitet. Kein Chinese hat je einen so starken Eindruck auf dem Fremden gemacht wie er. Er war die unersetzliche Persönlichkeit, die den friedlichen Zurücktritt der Mandschus vollbrachte. Der größte Schlag, den er empfing, überraschte ihn am 29. Februar, als die Truppen der 3. Division meuterten und beträchtliche Teile von Peking ausplünderten. Er hat diesen Schlag überwunden. Der Mann, der ruhig seine Zigarette weiter raucht während eines Bombenattentats, das ihn beinahe getötet hätte und einige seiner Begleiter tötete, ist nicht der Mann, der sich so leicht enttäuschen und entmutigen läßt."

Ein Orchester von Komponisten.

Massenets Tod gibt dem „Gaulois" Gelegenheit, an eine Anekdote zu erinnern, die der Oeffentlichkeit bisher kaum bekannt geworden sein dürfte. Es war kurze Zeit nach der Gründung des „Echo de Paris", als dessen Chefredakteur aus Anlaß irgendeines Geburtstages ein Bankett veranstaltete. Dem Essen folgte ein geselliges Beisammensein, in dessen Verlauf ein Orchester zusammengestellt wurde, dem so ziemlich alle hervorragenden französischen Tonsetzer der Zeit als ausübende Musiker angehörten. So spielte Saint-Saens die große Trommel, Andran Cornet a piston, Lecoq Violine, Planquette Flöte, Reyer Klarinette und Massenet die Schlaginstrumente. Das Orchester, das sich kein Krösus hätte leisten können, spielte unter der Leitung von Lamoureux ein halbes Dutzend von Stücken, und so oft eins dieser Stücke eins der Orchestermitglieder zum Autor hatte, war der Betreffende gehalten, sich vom Stuhl zu erheben und seine Part stehend zu spielen. So erhob sich Lecoq, als eine Nummer aus seiner komischen Oper „Fleur de Thee" gespielt wurde, Planquette, als eine Phantasie aus seinen „Glocken von Corneville" an die Reihe kam und so fort. Daß dieses in der Welt einzig dastehende Orchester einen beispiellosen Erfolg hatte, bedarf nicht erst der Erwähnung.

Zum Zeitvertreib
Partie Nr. 284.
Zeitig Opfer der Polarforschung gefallenen Eduard Toll.

zeitig als Opfer der Polarforschung gefallenen Eduard Toll. Der Ingenieur Prochorow hat, dem Petersburger „Herold" zufolge, unlängst über die von ihm gemachten Erfahrungen einen Vortrag im Institut der Wegeverbindungen gehalten. Prochorow ist der Leiter der klimatologischen Punkte im Amurgebiet. Das Gebiet der ewig gefrorenen Erdoberfläche beginnt überall da, wo die mittlere Jahrestemperatur auf 2 Grad Kälte hinuntersinkt. Im europäischen Rußland beginnt diese Grenze etwa am Flusse Mesen, hält sich also nur hoch im Norden, in Sibirien dagegen senkt sich die Linie weit nach Süden, ja sie geht stellenweise bis zu einer Breite, die etwa der von Ssaratow entspricht. Die Fläche des ewig gefrorenen Bodens umfaßt in Sibirien einen ungeheuer großen Raum. Die Schicht des ewig gefrorenen Bodens ist von verschiedener Dicke, was sehr von der Gestaltung der Erdoberfläche, Höhen- oder Tiefenlage, Wasserhaltigkeit usw. abhängt. An manchen Orten erreicht sie bis zu 25 Faden. Es ist bisher noch völlig unbekannt, auf welche Gründe diese Erscheinung zurückzuführen ist. Hat man es hier mit einem aus der Eiszeit stammenden Rest der damaligen Kältewirkung zu tun oder spielt das jetzige Klima dabei eine Rolle? Wie weit taut der Erdboden im Sommer auf? Wie halten sich die Wurzeln der Pflanzen dabei — diese und ähnliche interessante Fragen sind noch niemals erschöpfend untersucht worden. Bekannt ist nur, daß die Wärme des Sommers, die in Sibirien auch im Gebiete des ewig gefrorenen Bodens zuweilen recht intensiv sein kann, höchstens einige Zoll in die Tiefe dringt.

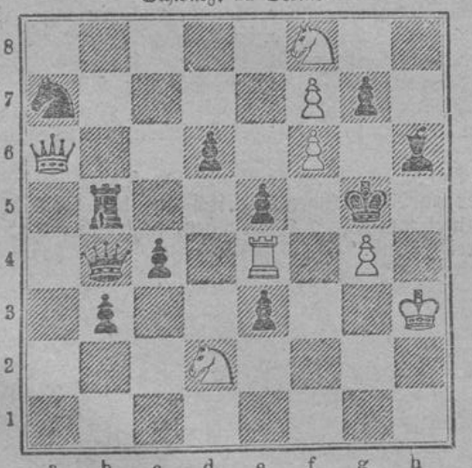
Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 281.

Von J. Jespersen in Kopenhagen.
(»Nationaltidende«.)

Schwarz: 11 Steine.



Weiß: 8 Steine.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

1. Da6—b7 Tb5×b7 2. Te4—f4! e5×f4, Ke5×f4, ~
8. Sd2—e4, Sf8—e6, Tf4—f5†.
1. . . . . d6—d5 2. Te4×e5+ K ~ 3. Te5—f5†.
1. . . . . e7×f6 2. Sd2—f3†.
1. . . . . Ke5×f6, e3(Db4)×d2 2. Sf8—h7+ K ~
3. Tf—f8S†.

Partie Nr. 284.

Gespielt zu London am 13. April 1912 im Wettkampf England—Holland.

Damenbauernspiel.

Weiß: Atkins, London.
Schwarz: Speijer, Amsterdam.

Weiß:	Schwarz:
1. d2—d4	d7—d5
2. e2—e3	Sg8—f6
3. Sg1—f3	e7—e6
4. Lf1—d3	c7—c5
5. 0—0	Sb8—c6
6. b2—b3	

Eine altmodische Behandlung der Damenbauerpartie, die aber viel Tücken und Schwierigkeiten in sich birgt.

6.	Lf8—e7
7. Lc1—b2	0—0
8. Sf3—e5	Sf6—d7
9. f2—f4	Le7—f6

Natürlich nicht f7—f6, da 10. Dd1—h5 folgen würde. Die beiden letzten Züge von Schwarz bilden ein beachtenswertes Verteidigungsmanöver.

10. Kg1—h1	Sc6—b4
11. Ld3—e2	Dd8—c7
12. c2—c3	Sb4—c6
13. Le2—d3	Sc6—e7
14. Sb1—d2	g7—g6
15. Ta1—c1	b7—b6
16. Dd1—e2	Lc8—b7
17. c3—c4	d5×c4
18. Sd2×c4	Ta8—d8
19. Tf1—d1	Se7—f5
20. Se5×d7	Td8×d7
21. d4×c5	

Weiß sucht einen Bauerngewinn und stürzt ins Verderben. Indessen scheint es, daß der Raub ungestraft geblieben wäre, wenn Weiß zuvor den Springer f5 ausgetauscht hätte.

21.	Lf6×b2
22. c5×b6	Dc7—c5!
23. Sc4×b2	Dc5×e3
24. b6×a7	Td7×d3!

Diese Antwort hatte Weiß offenbar übersehen. Nun geht eine Figur verloren.

25. De2×d3	De3—f2!

Die Pointe!

26. Dd3—f1	Df2×b2
27. Tc1—c7	Lb7—a8
28. Td1—e1	

Um Sf5—e3 zu verhindern. Die schwarzen Figuren stehen äußerst drohend, und Weiß hat keine Zeit, seine Bauern auf dem Damenflügel zu retten.

28.	Db2×a2
29. Te1—e2	Da2×b3
30. Df1—c1	

Weiß spielt auf seine letzte Chance: die achte Reihe zu erobern, um den vorgeschobenen Turmbauern in die Dame zu führen.

30.	Sf5—h4

Schwarz pariert aber leicht, indem er mit Mattdrohungen arbeitet.

31. Dc1—e1

Nun nicht 31. Tc7—c8; denn es würde einfach Tf8×c8 32. Dc1×c8 Kg8—g7 folgen.

31.	Db3—b6
32. De1—c1	Db6—d4
33. h2—h3	Dd4—d3
34. Te2—e3	Dd3—d5
35. Tc7—c2	Sh4×g2
36. Te3—e5	Dd5—b3
37. Kh1—h2	Sg2×f4
38. Te5—e3	Db3—b7
39. Te3—a3	Sf4—d5
40. Dc1—b2	Db7—e7
41. Ta3—a6?	Sd5—b4

Weiß gibt die Partie auf.

(Anm. von P. S. Leonhardt, „Hamburger Nachrichten".)

Die Milchproduktion der Schweiz. In der Schweiz werden jährlich 17 Millionen Hektoliter Milch geliefert durch 600 000 Kühe und 280 000 Ziegen. Von dieser Menge Milch werden ungefähr 18 Prozent für das Aufziehen des jungen Viehes verbraucht. Die Bereitung von Käse und kondensierter Milch nimmt 39 Prozent in Anspruch, während die übrigen 43 Prozent als Süß- oder Buttermilch verbraucht werden. Von den bekannten Käsemachereien der Schweiz liegen ungefähr 200 in der Ebene und ebensoviel in den Bergen. Der Kanton Bern steht, was die Milchproduktion anbelangt, an der Spitze.

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Die Fährte.

Erzählung von Lothar Brenkendorf.

(Nachdruck verboten.)

Der alte Polizeirat v. P., der während der letzten Jahrzehnte seines Lebens mit vollem Recht den Ruf eines unserer ausgezeichnetsten Kriminalisten genoß, pflegte jedesmal, wenn im Kollegenkreise Beispiele von außergewöhnlicher Findigkeit aufgetischt wurden, oder wenn es ihm darum zu tun war, dem übergroßen Entdeckungseifer eines allzu ehrgeizigen jungen Beamten ein wenig die Zügel anzulegen, eine selbsterlebte Geschichte zu erzählen, die es wohl verdient, jetzt, nach dem Tode des jovialen alten Herrn, auch weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Ich war — so berichtete er — als blutjunger Gerichtsassessor in den Polizeidienst übergetreten, weniger irgendeiner äußeren Lockung als einem unwiderstehlichen inneren Antrieb nachgebend. Denn ich hielt mich allen Ernstes für ein kriminalistisches Genie ersten Ranges, und ich meinte, der Mitwelt in keinem anderen Berufe so unschätzbare Dienste leisten zu können, als im Kampfe gegen das im Dunkeln schleichende Verbrechen. Die Stadt M. war zum Schauplatz meiner ersten Taten ausersehen, und dem Kommissar S., einem älteren, ungemein ruhigen und bedächtigen Herrn, war die Aufgabe zugefallen, mich in die Geheimnisse der kriminalistischen Praxis einzuweihen.

Natürlich brannte ich vor Verlangen, meine Berufsbegeisterung wie meinen Scharfsinn im hellsten Lichte zu zeigen; aber während der ersten Wochen meines Aufenthaltes ereignete sich durchaus nichts, was mir Gelegenheit dazu gegeben hätte, und kein mysteriöses Verbrechen schreckte die Einwohnerschaft der guten Stadt M. aus ihrer behaglichen Ruhe auf.

Da, auf dem Heimwege aus einer lustigen Privatgesellschaft, hörte ich mich in einer schönen, frostklaren Winternacht zu sehr vorgerückter Stunde von einer vertraut klingenden Stimme bei meinem Namen angerufen und sah, als ich mich umwandte, zu meiner freudigsten Ueberraschung in das Gesicht meines lieben Studienfreundes Paul R., mit dem mich die Erinnerung an gar manche fröhliche Kneiperei verknüpfte, den ich aber seit beinahe zwei Jahren vollständig aus den Augen verloren hatte. Er war eben aus einer nahe gelegenen Weinstube getreten, und eine gewisse Schwere seiner Zunge wie das etwas unstete Flackern seiner Augen ließen mich erraten, daß auch er dem rebenumkränzten Gotte in dieser Nacht bereits weidlich geopfert haben mochte. Unsere Begrüßung war darum nicht weniger herzlich, und nach einigem Sträuben nahm er auch meinen Vorschlag an, das unverhoffte Wiedersehen bei einer guten Flasche zu feiern.

„Zwar muß ich die Stadt morgen früh mit dem ersten Zuge verlassen," sagte er, „und ich kann dir überdies nicht versprechen, daß ich einen sehr angenehmen Gesellschafter abgeben werde; aber mag es darum sein! Auf die Wohltat des Schlummers hätte ich mir ja am Ende in dieser Nacht doch keine Hoffnung mehr machen dürfen."

Wenn mich schon der seltsam düstere Klang seiner Rede befremdet hatte, so fühlte ich mich geradezu schmerzlich berührt, als ich im helleren Licht des gemütlichen Kneipwinkels, wo wir uns fünf Minuten später häuslich eingerichtet hatten, wahrnahm, wie verstört mein einst so übermütiger Freund heute dreinschaute. Er stürzte hastig ein paar Gläser Wein hinunter und starrte, während er mir einsilbig und zerstreut auf meine Fragen antwortete, mit dem leeren Blick eines Geistesabwesenden immer auf die nämliche Stelle.

Plötzlich ergriff er meinen Arm und stieß hastig hervor: „Ich bin ein unglücklicher Mensch, Heinz! Aber du sollst die Ursache meines Unglücks erfahren, damit du gerechter und nachsichtiger beurteilen kannst, was du vielleicht binnen kurzem von mir hören wirst."

Und dann, nachdem er wieder ein Glas Wein hinabgestürzt hatte, begann er zu erzählen — eine im Grunde gar nicht sehr aufregende, ziemlich alltägliche Geschichte, deren Tragik weit hinter meinen bangen Erwartungen zurückblieb. Er war seinem juristischen Beruf untreu geworden, um sich der Schriftstellerei zu ergeben, für die er von jeher besondere Anlage und Vorliebe gezeigt hatte. Aber er hatte bis jetzt nur die Dornen dieser Laufbahn kennengelernt und weder bedeutende Erfolge noch einen nennenswerten klingenden Lohn davongetragen. Diese Ergebnislosigkeit seines Ringens empfand er mit doppeltem Schmerz, seitdem er sein Herz an eine junge Dame verloren hatte, deren Namen er mir diskret verschwieg, und von der er mir nur sagte, daß sie hier in M. bei ihren sehr wohlhabenden und sehr spießbürgerlichen Eltern lebe. Er hatte sie während des verflossenen Sommers in einem Badeort kennengelernt und war vor ungefähr einer Woche hierhergekommen, weil er der Sehnsucht, sie wiederzusehen, nicht länger widerstehen konnte.

„Ich liebe sie bis zum Wahnsinn," sagte er mit düsterer Feierlichkeit, „und sie erwidert meine Liebe. Aber ich darf es nicht wagen, um sie zu werben, solange ich nichts bin und nichts habe. Ihre Eltern

dürfen nichts von unseren Beziehungen ahnen, und ganz verstohlen nur habe ich sie während meines hiesigen, ängstlich geheimgehaltenen Aufenthalts ein paarmal sehen und sprechen können. Aber ich kann nicht ohne sie leben und ich kann mein Glück nicht von dem unberechenbaren Zufall eines schriftstellerischen Erfolges abhängig machen. Weil man sie dem vermögenslosen Manne niemals zum Weibe geben wird, habe ich etwas getan, was nur die unbändige Leidenschaft, die mich verzehrt, vor meinem eigenen Gewissen rechtfertigen kann. Frage mich jetzt nicht, was es gewesen ist, denn ich könnte und dürfte es dir nicht sagen. Wenn du es aber auf andere Weise erfahren solltest, so wirst du, wie ich hoffe, deinem alten Freunde ein milder Richter sein."

Das versprach ich ihm natürlich von Herzen gern, denn es wollte mir scheinen, als ob der reichlich genossene Wein einen sehr wesentlichen Anteil an seiner düsteren Auffassung der Dinge habe. Ich bemühte mich nicht ganz ohne Erfolg, das Gespräch auf andere, fröhlichere Gegenstände abzulenken, so daß ich schließlich sogar die Genugtuung hatte, ihn ein paarmal hell auflachen zu hören wie in den alten, guten Tagen. Die Nacht war schon weit fortgeschritten, als wir uns nach der dritten Flasche zum Aufbruch bereit machten; Gang und Haltung meines Freundes aber waren so bedenklich unsicher geworden, daß es mich rätlich dünkte, ihm für den kurzen Rest der Nacht meine Gastfreundschaft anzubieten. Er nahm die Einladung ersichtlich nicht ungern an. Ich brachte ihn glücklich in meine nahegelegene Wohnung und packte ihn ins Bett, während ich mir's auf der Ottomane im Schlafzimmer nach Möglichkeit bequem machte. Aber ich hatte dem jungen Poeten feierlich geloben müssen, den Wecker auf eine so frühe Stunde einzustellen, daß er noch den ersten von M. abgehenden Morgenzug erreichen könne. Sein Koffer sei schon auf dem Bahnhof, meinte er, und er habe nichts mehr aus seinem Quartier zu holen.

Das alles war mir wohl ein bißchen wunderlich vorgekommen, aber ich hatte mich bei der Heimkehr selber nicht mehr in der rechten Verfassung befunden, um angestrengt über etwas nachzudenken, und ich war fast noch schneller als mein unglücklicher Freund in des Gottes Morpheus weiche Arme gesunken. Als mich dann das Rasseln des Weckers aufschreckte, war mir der Kopf noch so schwer, und ich verspürte ein so unsinniges Haarweh, daß es mir beim besten Willen unmöglich gewesen wäre, mich sofort zu erheben. Nur wie durch einen Nebel sah ich, daß Paul unter vielem Stöhnen von seinem Lager aufstand und sich anzukleiden begann.

Es klang wie aus weiter Ferne an mein Ohr, als er eine Weile später, schon in der Tür stehend, sagte: „Lebe wohl, Heinz, und Dank für die Gastfreundschaft! Ob es nun zum Guten oder zum Bösen ausschlägt, was ich um meiner Liebe willen getan — ich hoffe, du wirst dich deines Versprechens erinnern."

Dann war er fort, und ich verfiel aufs neue in einen unruhigen Schlaf, aus dem mich erst ein energisches Klopfen an die Tür meines Zimmers weckte.

Gleichzeitig vernahm ich die in diesem Augenblick doppelt unholde Stimme meiner Wirtin: „Sie möchten gleich aufstehen, Herr Assessor! Der Herr Kommissar S. wartet auf Sie. Er läßt Ihnen sagen, es handle sich um eine sehr wichtige und dringende Sache."

Blitzschnell war ich auf den Füßen, aber vor meinen Augen flimmerte es, und in meinen Schläfen bohrte ein so grimmiger Schmerz, daß ich in meiner katzenjämmerlichen Zerknirschung alle alten Freundschaften zum Kuckuck wünschte. Ohne Besinnen fuhr ich in die unordentlich umherliegenden Gesellschaftskleider, die ich am gestrigen Abend getragen, denn ich durfte den Kommissar natürlich nicht eine Minute länger warten lassen, als es unumgänglich notwendig war, und ich fühlte mich in innerster Seele beschämt durch den verwunderten und mißbilligenden Blick, den er bei meinem Eintritt ins Nebenzimmer über mich gleiten ließ.

„Sie hätten sich nicht so nobel zu machen brauchen, Herr Kollege," sagte er mit merklicher Ironie. „Aber Sie müssen nun schon in diesem Anzuge bleiben, denn wir haben keine Zeit mehr zu verlieren."

„Was gibt's denn?" fragte ich, während wir uns auf den Weg machten. „Ein Kapitalverbrechen?"

„Eine große Sache: Mordversuch und Raub. Der Viehhändler Möllmann, ein einsam lebender, ältlicher Junggeselle, ist heute nacht in seinem Schlafzimmer von einem vermummten Kerl überfallen und halb tot gewürgt worden. Während er dann bewußtlos dalag, hat der Einschleicher einen Schrank erbrochen und eine Summe von dreiundzwanzigtausend Mark in Gold und Kassenscheinen entwendet. Die Anzeige wurde erst vor einer halben Stunde von der Aufwärterin Möllmanns erstattet, die ihren Arbeitgeber gefesselt und geknebelt in seinem Bette gefunden hat. Sie sollen mir jetzt bei der Aufnahme des Tatbestandes an die Hand gehen."

Trotz der kläglichen körperlichen Verfassung, in der ich mich befand, regte sich ein Gefühl lebhafter Freude in meinem Herzen. Endlich eine Möglichkeit, den Befähigungsnachweis für meinen Beruf zu erbringen! Denn mit unerschütterlicher Gewißheit stand es sogleich in mir fest, daß ich mir mit der Aufklärung dieses Verbrechens meine ersten Sporen verdienen müsse. Nach kurzer Wanderung hatten wir den Tatort erreicht, an dem wir bereits die beiden dorthin befohlenen Kriminalschutzleute vorfanden. Es war ein altes, unansehnliches, durch einen kleinen verwahrlosten Vorgarten von der Straße getrenntes Haus, dessen Erdgeschoß Möllmann bewohnte. Das an der hinteren Seite gelegene Schlafzimmerfenster, durch das der Dieb eingestiegen war, ging auf einen unbebauten Platz hinaus und befand sich etwa zwei Meter über dem Erdboden, so daß es für einen leidlich gewandten Turner durchaus kein Kunststück war, ohne besondere Hilfsmittel hineinzugelangen. Der Mensch hatte eine zuvor mit schwarzer Seife beschmierte Scheibe des geschlossenen Fensters geräuschlos eingedrückt und dann mühelos den inneren Riegel geöffnet. Auf demselben Wege auch hatte er die Stätte seines Verbrechens wieder verlassen, und die Einsamkeit der zur Nachtzeit ganz menschenleeren Gegend hatte ihm gestattet, sich unbehelligt in Sicherheit zu bringen.

Als scharfsinniger Kriminalist wandte ich mich natürlich sofort an die beiden Schutzleute mit der Frage, ob sie bereits die Maße der unterhalb des Fensters zurückgelassenen Fußspuren genommen hätten, aber ich erhielt die Antwort, daß auf dem glashart gefrorenen Boden nichts Derartiges wahrzunehmen sei, und konnte mich alsbald durch den Augenschein von der Richtigkeit dieser Erklärung überzeugen. So folgte ich denn meinem vorausgegangenen Mentor in das Innere der Wohnung.

Ich fand ihn im Gespräch mit dem vorhin eilig herbeigerufenen Arzte, der eben im Begriff stand, sich wieder zu entfernen. Er erklärte, daß der Ueberfallene außer aller Lebensgefahr sei und zurzeit nur noch unter der Nachwirkung der starken seelischen Erschütterung zu leiden habe. Da die Aufwärterin den unglücklichen Mann natürlich sofort aus seiner qualvollen Lage befreit hatte, war der Arzt nur noch in der Lage gewesen, die blau angelaufenen tiefen Einschnitte zu konstatieren, die von den unbarmherzig angezogenen Fesseln an den Handgelenken wie an den Fußknöcheln des Bedauernswerten zurückgeblieben waren, und er bestätigte uns weiter, daß ein paar blutunterlaufene Stellen am Halse des Händlers ohne Zweifel von den würgenden Fingern des Mordgesellen herrührten. (Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Wer als Meister ward geboren,
Der hat unter Meistern den schlimmsten Stand.

Richard Wagner.

Das Opfer.

Novellette von Karl Zollinger.

(Nachdruck verboten.)

Er stund am offenen Fenster des Schulzimmers und sah mit düster geformter Stirn den Knaben und Mädchen nach, die sich unter ausgelassenem Lärmen durch den Schulgarten auf die Straße drängten. Das gleiche Bild wie alle Tage! Sie jubelten auf beim Ende der Schulstunden, wie der Eingekerkerte nicht lauter über die wiedergewonnene Freiheit jubeln konnte. Und kaum einer, der am nächsten Morgen freudigen Herzens wiederkam.

Gewiß — er konnte es nicht anders erwarten. Wie sollte er sich auch die Liebe und Zuneigung der Kinder erringen — wie sollte er ihnen vor allem Liebe zum Lernen einpflanzen? Fünfzig Kinder hatte er in seiner Klasse zu unterrichten. Sie in Ruhe und Ordnung zu halten, mußte er streng sein, unerbittlich streng, mußte er beständig strafen und tadeln. Das hielt die Kinder wohl in Zucht; aber es machte ihnen auch die Schule zum harten Zwang, flößte ihnen Angst ein vor dem Lehrer anstatt Liebe. Und dann quälte er sich, dieser Jugend, die das schwere Blut und die dicken Schädel ihrer Väter ererbt hatte, von dem Besten seiner Seele zu geben — suchte den Drang nach Schönheit in ihre Herzen zu gießen, sie zu veredeln und zu erheben. Wie wenig, wie bitter wenig lohnte der Erfolg sein heißes Mühen! Die Segnung des Schreibens und Lesens — ja, die vermochte er ihnen wohl zuteil werden zu lassen. Daß sie später Briefe schreiben und ihr Sonntagsblättchen studieren konnten. Was waren denn die geworden, die da alle im Laufe der Zeit vor ihm auf den harten Bänken gesessen hatten? Bauern, wie ihre Vorfahren — die Alltags hinter dem Pfluge gingen und Sonntags ins Wirtshaus, stumpf und gleichgültig gegen das Schöne, nur für ihr täglich Brot besorgt und für ihr armseliges Feiertagsvergnügen, das in nichts bestand als in Biertrinken, Tabakqualmen und Streiten. Dafür rieb er sich auf in harter Arbeit, dafür hatte er dreißig Jahre seines Lebens zwischen den kahlen Wänden der Schulstube verbracht. Nutzlos, zwecklos. Wie hatte er sich in diesen endlos langen dreißig Jahren danach gesehnt, die Kinderaugen ein einziges Mal in Begeisterung für etwas wahrhaft Schönes aufleuchten zu sehen, wie hatte er nach einem Menschen gesucht, den er auf den Weg zur Höhe führen konnte! Daß er sich sagen konnte: dem einen wenigstens bist du etwas gewesen — für den einen einzigen war dein Dasein Notwendigkeit, in dem einen Herzen ist das Samenkorn aufgegangen, das du in Mühsal gepflanzt hast. Aber nutzlos — zwecklos hatte er gelebt. Wenn sie ihn hinaustrugen zur letzten Ruhe, wenn sich das Grab über ihm geschlossen haben würde — keiner würde ihn vermissen, keiner entbehren, und sein Platz würde vollkommen von einem anderen ausgefüllt werden. Von einem vielleicht, der die Kinder der Bauern noch besser schreiben und lesen lehren würde wie er.

Wenn er noch ein Weib, wenn er Kinder gehabt hätte, die er nach seinem Willen hätte formen können. Aber einsam, ganz einsam war er. Und daran war das Schuld — das — vor dreißig Jahren.

Damals, als er, ein junger Lehramtskandidat, hier ins Dorf gekommen war, hatte die Liebe von ihm Besitz ergriffen — eine große, starke, leidenschaftliche Liebe. Sie, die sich sein Herz gewonnen, war anders geartet als die übrigen, und in ihrem Herzen brannte etwas von dem Feuer des Idealismus, der den Jüngling erfüllte. Freilich — sie war nur eines Bauern Kind, und das Bauernblut war stark in ihr trotz jenes Schönheitsfunkens, den ein segensreicher Wind in ihre Seele getragen hatte. Als ein anderer kam, sie zu seinem Weibe zu begehren, ein reicher Bauer, da war sie unsicher und schwankend geworden. Wäre er damals vor sie hingetreten, hätte er ihre Liebe gefordert in heißem Werben — sie wäre ihm wohl trotzdem gefolgt. Aber er hatte gefürchtet, ihr Glück dadurch zu zerstören, und er war still zurückgetreten. Hätte er doch noch vier oder fünf Jahre warten müssen, ehe er hätte daran denken können, sie zu seinem Weibe zu machen, und er fürchtete, daß sie später den Vorwurf gegen ihn erheben konnte, sie würde mit jenem anderen ein besseres Glück gefunden haben als mit ihm. Was ihn das Opfer gekostet hatte, wußte nur er selbst; — niemals, nicht in diesen drei Jahrzehnten hatte er es verwunden. Aber er freute sich trotzdem dieses Opfers, das dem geliebten Mädchen das Lebensglück erkauft hatte.

Da kam auf der Landstraße ein Wagen gefahren, wie ihn die Bauern zu gebrauchen pflegen, und hielt vor dem Schulhause an. Ein junger Bursche stieg herab, band die Zügel fest und kam auf das Schulhaus zu.

Als er des grauhaarigen Alten am Fenster ansichtig wurde, lüftete er grüßend ein wenig den Lodenhut.

„I bitt schön — i möcht zum Lehrer Raindl," sagte er halb fragend. Erstaunt gab der Lehrer zurück:

„Der bin ich. Was wollen S' denn?"

„I soll halt b'stelln, die Kererbäurin läg im Sterb'n. Und sie möcht Eahna no amal sehg'n."

Verständnislos sah ihn der Lehrer an.

„Die Kererbäurin?" fragte er. „Wer ist denn das? Hier im Dorf heißt doch niemand so."

„I bin net vo hier," lautete die Antwort. „I kimm vo Schlehau. Der Kererbauer schickt mi, und 'r laßt sag'n, wann d'r Herr Lehrer kemma will, nacha war's d' högste Zeit. 's ging aaf d' Letzt mit d'r Bäurin, sagt 'r."

Der Lehrer mußte nach einer Stütze tasten. Er war totenbleich.

„Von Schlehau — sagen Sie?" brachte er mit Anstrengung hervor. „Heißt der Kererbauer — vielleicht — Tobias Meidinger?"

„Freili — der Meidinger is."

Nun wußte er, wer die Kererbäurin war. Und er nahm sich kaum Zeit, seinen Hut zu holen, als er zum Wagen hinunterstürzte.

„Fahren Sie — fahren Sie um Himmels willen schnell," stieß er hervor. „Ich zahle Ihnen, was Sie verlangen, wenn wir in zwei Stunden in Schlehau sind."

Der Bursche lachte auf.

„Da derften's mi leicht an Tausender versprech'n," gab er zurück, während er sich auf den Bock schwang. „Wann i mei Pferd z' Tod hetz, nacha brauchat 'n ma no drei Stund."

(Schluß folgt.)

Kunst und Wissen.

Fossiles Eis. Die Erbauer der Amurbahn haben bei ihren Arbeiten mit einer Erscheinung Bekanntschaft gemacht, die theoretisch sehr wohl bekannt, praktisch aber erst selten untersucht worden ist. Der Name „fossiles Eis" — soweit es sich nicht um gefrorene Erde, sondern um die darin vorkommenden größeren oder kleineren Mengen von gefrorenem Wasser handelt, — stammt von dem leider vor-